

Typen von Sudetenbewohnern.

## Volkskunde Schlesiens.

### Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.

Die Bevölkerung des Herzogthums Schlesien, welches 5.147 Quadratkilometer Landes umfaßt und mit Ausnahme der Niederungen an der Oder und den sie speisenden Nebenflüssen, sowie jener an der Weichsel ein den Sudeten im Westen, den Karpathen im Osten angehöriges Gebirgsland ist, zählt nur 605.649 Einwohner, ist jedoch — von Niederösterreich mit der Reichshauptstadt Wien und dem Triester Gebiete abgesehen — das am dichtesten bevölkerte der österreichischen Länder, indem auf jeden Quadratkilometer im Durchschnitt 118 Bewohner entfallen. In den drei Städten mit eigenem Statut Troppau, Bielitz, Friedek, dann im politischen Bezirke Freistadt, welchem

ein Theil des großen Ostrau-Karwiner Kohlenreviers angehört, sowie in der Stadt und Umgebung Teschen, ferner im Bezirke Jägerndorf ist die Besiedelung des Landes am dichtesten.

Jan. Dingeldey  
1893.

Unter den 731 Ortschaften (496 Gemeinden), in welchen sich die Bevölkerung des Landes vertheilt, und in welchen 71.664, durchschnittlich von je 2 (1·89) Wohnparteien oder 8 (8·40) Wohngenossen bewohnte Wohnhäuser vorhanden sind, befinden sich verhältnißmäßig zahlreiche größere Ansiedelungen städtischen Charakters, in denen ein reges Industrieleben herrscht, welches auch in den kleineren Gebirgsorten Oberschlesiens durch Hausindustrie, die neben der wenig ertragreichen Feldwirthschaft und Viehzucht betrieben wird, reichlich vertreten zu sein pflegt. Für einen intensiven Feldbau sind nur im Troppauer Bezirke und der nördlichen Hälfte Niederschlesiens, insoweit nicht der Kohlenbergbau hindernd im Wege ist, die natürlichen Bedingungen gegeben, welche zugleich mit der landwirthschaftlichen Beschäftigung auch auf den physischen Charakter der Bevölkerung dieser Landstriche nicht ohne Einfluß sind. Im Bezirke Freistadt bedingt der Kohlenbergbau und die damit verbundene Kohlenindustrie eine Anhäufung von Industrie-  
Arbeitern, welche Beschäftigung dieser Bevölkerungsgruppe ein besonderes Gepräge gibt.

Von der Gesamtbevölkerung Schlesiens gehören 288.908 Einwohner dem männlichen, 316.741 dem weiblichen Geschlecht an. Dieses Überwiegen des weiblichen Geschlechts um 27.833 Personen ist eine in allen Gebieten des Landes, am stärksten im Troppauer und Teschner politischen Bezirk hervortretende Erscheinung, von welcher bloß der Bezirk Freistadt und innerhalb desselben der Gerichtsbezirk Oderberg eine Ausnahme bildet, da in demselben die weibliche Bevölkerung von der männlichen um 2.500 Köpfe überwogen wird, weil zahlreiche männliche Arbeiter beim Kohlenbergbau und der Kohlenindustrie in Verwendung kommen.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1890 standen von der Bevölkerung Schlesiens zu Beginn des Jahrzehntes 58·8 Procent im erwerbsfähigen Alter von 15 bis 60 Jahren, 16·9 Procent befanden sich im schulpflichtigen Alter von 6 bis 14 Jahren und nur 6·66 Procent in einem Alter von mehr als 60 Jahren. Während die erstgedachten Verhältnisse den in Oesterreich bestehenden Durchschnittsverhältnissen entsprechen, steht die letztgedachte Verhältnißzahl gegen die allgemeine Durchschnittsziffer in Oesterreich, welche 7·01 Procent von Übersechzigjährigen nachweist, etwas zurück. Die Bevölkerung des lieblichschönen Gebirgslandes Schlesien führt eben einen harten, intensiven Kampf ums Dasein mit dem Aufgebot aller physischen und geistigen Kräfte, denen auch eine etwas frühere Abnützung derselben entspricht. Hiermit in Übereinstimmung steht auch die für Schlesien ermittelte Absterbeordnung der Generationen, indem bei einer ziemlich bedeutenden Kindersterblichkeit im ersten Lebensquinquennium, die 48 Procent aller Todesfälle umfaßt, eine bedeutende Widerstandsfähigkeit der bewahrt Gebliebenen in den Altersstufen bis zum 40. Lebensjahre eintritt, während die Sterblichkeit von da ab, insbesondere beim männlichen Geschlecht, wieder ansteigt.

Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß, so klein das Land ist, dennoch in diesen, sowie anderen somatischen Beziehungen bedeutende Unterschiede zwischen den beiden, von mährischem Territorium durchbrochenen Gebieten Schlesiens, dem ober-schlesischen Gebirgslande der Sudeten und Niederschlesien bestehen, in welchem letzterem Landestheile



Typus eines Ostschlesiens (Gorale aus Istebna, Bezirk Zabunkau).

die somatische Entwicklung der Bevölkerung unter der Einwirkung der klimatischen und Bodenverhältnisse, der Eigenthümlichkeiten der Industriebetriebe, der nationalen und culturellen Verschiedenheiten der Volksstämme eine etwas ungünstigere ist als in Oberschlesien, wo gleichmäßigere ethnographische und culturelle, ja selbst industrielle Verhältnisse obwalten. In Niederschlesien, insbesondere in den Bezirken Bielitz und Teschen ist zwar

Schlesien.

die Geburtshäufigkeit eine größere als in Oberschlesien, jedoch auch die Zahl der todtgeborenen Kinder, dann die Kindersterblichkeit größer und wird das Mortalitätsverhältniß, welches in Schlesien im Durchschnitt nicht über 29 Todesfälle jährlich auf je 1000 Einwohner hinausgeht, dadurch, sowie durch die häufigere Entstehung und Verbreitung von Infectionskrankheiten meist ungünstiger beeinflusst als in Oberschlesien. Auch der Branntweingenuß hat in Niederschlesien eine größere Verbreitung als in Oberschlesien, und als Ausfluß dieser sanitär minder günstigen Verhältnisse kann es angesehen werden, daß auch die Zahl der Cretinen, Taubstummen und Irren im politischen Bezirk Bielitz und Teschen größer ist als im übrigen Lande, obgleich dieselbe auch in den genannten Bezirken nicht über 30 bis 45 solcher Gebrechlicher auf 10.000 Einwohner hinausgeht.

Die erwähnten sanitären Schäden im Organismus der Bevölkerung sind jedoch keineswegs im Stande, die Wehrhaftigkeit derselben wesentlich zu beeinträchtigen. Denn die Militärtauglichkeitsverhältnisse sind insbesondere seit dem Zeitpunkte der Verschiebung des stellungspflichtigen Alters auf das 21. Lebensjahr befriedigende und bewegt sich die Anzahl der jährlich tauglich befundenen Stellungspflichtigen in den politischen Bezirken Schlesiens zwischen 17 und 29 Procent der Vorgeführten. Aus der näheren Betrachtung der Assentirungsergebnisse läßt sich in Bezug auf die physische Beschaffenheit der jungen Männer im stellungspflichtigen Alter entnehmen, daß die physische Reife der männlichen Jugend in Schlesien sich etwas später vollzieht als in südlicheren Ländern Österreichs, ferner daß die Centralgebiete von Schlesien, die Bezirke Troppau, Jägerndorf und Freistadt nebst der deutschen Colonie in und nächst Bielitz eine größere Anzahl wehrhafter Jünglinge liefern als die westlichen Sudetenbezirke Freudenthal, Jägerndorf, Freiwaldau, sowie die östlichen Bezirke an den nördlichen Abhängen der Karpathen, Teschen und Bielitz.

Obgleich unter den zur Assentirung gelangten jungen Männern die größte Anzahl nur von mittlerem Wuchse ist, entfällt gleichwohl durchschnittlich auf 4 bis 5 Vorgeführte ein hochgewachsener Mann und sind wegen Kleinwuchse Zurückgestellte selten. In dieser Hinsicht ergeben sich ähnliche Verhältnisse wie in Schlesiens Schwester- und Nachbarlande Mähren, in dessen oder aus dessen Gebiet die verschiedenen Volksstämme, welche sich in den Besitz des schönen Grenzlandes theilen, hinübergreifen.

Die erwähnte Verschiedenheit der Volksrassen in Schlesien kann nicht befremden, wenn im Gedächtniß behalten wird, daß in Schlesien zwei uralte Weltverkehrswege aus dem Süden Mitteleuropas gegen die Nord- und Ostsee sich kreuzen, der eine, welcher über Mähren marchaufwärts zwischen den Ausläufern der Sudeten und Beskyden, der andere, welcher über Ungarn längs des Waagthales über Jablunkau zur Niederung der Oder und Weichsel führt. In der Umgebung dieser natürlichen Defilées dürfen wir eine mannigfaltige

Einwirkung von Raceneinflüssen auf den Bevölkerungstypus vermuthen, für welche bei der Zergliederung der ethnographischen Racenmerkmale thatsächliche Anhaltspunkte gefunden werden können.

Im Allgemeinen genommen sind es drei nebeneinander gelagerte Volksstämme, welche das langgestreckte schlesische Grenzland besiedeln.



Typus einer Ostschlesierin (aus Miszjonowicz bei Teschen, im Hochzeitschmuck).

Der ganze südliche Theil von Oberschlesien und die größere nordwestliche Hälfte desselben ist vom deutschen, beziehungsweise deutschfränkischen Sudetenstamme eingenommen, dessen anthropologische Charakteristik bereits bei der Schilderung der nordmährischen deutschen Bevölkerung gegeben wurde. Außerhalb dieses geschlossenen Sprachgebietes sind die Deutschen noch in mächtigen Sprachinseln in und um Troppau,

in und um Teschen, in und um Bielitz, sowie in kleineren Gruppen anderer städtischer Ansiedlungen vertreten und machen 48 Procent der Gesamtbevölkerung Schlesiens aus.

Bei aufmerksamer Beobachtung wird man ohne Schwierigkeit zwischen den deutschen Gebirgsbewohnern im geschlossenen Stammgebiete in den Sudeten und zwischen den Deutschen der östlichen Colonien, insbesondere jenen in und um Teschen und Bielitz, die auf dem Lande zum Theile noch eine besondere Tracht bewahrt haben, somatische Verschiedenheiten wahrzunehmen vermögen. Während der Gebirgler der schlesischen Sudeten bei muskel- und lungenkräftiger hagerer Gestalt auf dem starken, sehnigen, oft etwas geblähten Halse einen dicht behaarten, stark entwickelten Kopf mit einem längsovalen, durch sinnende, offen blickende Augen intelligent belebten Gesichte trägt, dessen Knochencontouren und Züge scharf ausgeprägt sind, dessen Mundbildung in Folge strammer Entwicklung der mimischen Gesichtsmuskulatur etwas derb erscheint, ist Körper und Hals der östlichen deutschen Schlesier graciler gebaut und zeigt die Gesichtsbildung bei gleichfalls scharfen Zügen einen feineren, insbesondere in schmalerer Lippenbildung hervortretenden Schnitt, welcher einen scharfsinnigen, kritisirenden Gesichtsausdruck vermittelt.

Zu beiden Seiten der in Schlesien eingekerkerten nördlichen Landesspitze Mährens zwischen der Oder und Ostravica sind in der Ebene die Feld- und Viehwirtschaft mit Fleiß und Verständnis betreibenden Lachen, im Beskydengebirge die Schafzucht treibenden Walachen angesiedelt, čechoslavische Volksstämme, die 22 Procent der Bevölkerung Schlesiens ausmachen und sich von ihren Stammesbrüdern in Mähren in ihrem Wesen nicht unterscheiden, daher auch oft als Mährer überhaupt bezeichnet werden. Den größten Theil Niederschlesiens nehmen Angehörige des polnischen Sprachstammes ein, von denen die in den Karpathen angesiedelten als Goralen (d. i. Gebirgler) bezeichnet werden.

Die physischen Eigenthümlichkeiten der polnischen Bewohner der Ebene heben sich von jenen der čechoslavischen Lachen nicht scharf ab. Das rundovale, nicht scharf contourirte Gesicht mit meist kurzer Nase, welche die untere Gesichtshälfte größer erscheinen läßt und beim weiblichen Geschlecht oft als zierliches Stumpfnäschen erscheint, ist ein allgemein verbreiteter Gesichtstypus der Landbevölkerung Niederschlesiens. Die Übergänge zum polnischen Schädeltypus, bei welchem die zurückgewölbte Stirn in ein gewölbtes und daher hoch erscheinendes Schädeldach übergeht, das breite Hinterhaupt mit gewölbter Fläche vom Scheitel abfällt, können mangels bekannter Schädelmessungen in Niederschlesien nicht näher verfolgt werden. Was die Gebirgsbewohner, die Goralen, anbelangt, deren starkknochige, sehnige Körperbeschaffenheit sich auch in dem scharf markirten Gesichte offenbart, gleichen dieselben im Allgemeinen den Walachen. Es ist jedoch nach den bemerkenswerthen ethnographischen Abhandlungen des Schulrathes A. Peter und von Dr. Franz Sláma kaum zu verkennen, daß nächst dem interessanten Gebirgsübergange

der niederschlesischen Karpathen auch noch andere Racenelemente Boden gefaßt haben mögen, denen die Walachen möglicherweise ihre Benennung, einzelne Goralengruppen besondere Merkmale verdanken, wie es hinsichtlich der Goralen von Jablunkau der Fall ist, die als Tazken eine besondere, an die Tazygen mahnende Bezeichnung führen und eine festliche Tracht benützen, welche der ungarischen ähnlich ist.

Hierzu kommt, daß dieses niederschlesische Gebiet noch in die Region hineinragt, in welcher im Jahre 1880 bei der Aufnahme der Haar-, Augen- und Hautfarbe der Schulkinder auffallender Weise die meisten grauäugigen Schulkinder in Österreich (40 Procent) — ähnlich wie bei den Huzulen und anderen östlichen Karpathenstämmen — gefunden wurden. In Niederschlesien kommt ferner eine weitere Eigenthümlichkeit, braune Augen bei blondem Haare, verhältnißmäßig häufig vor, während in Oberschlesien graue Augen mit blonden Haaren bei 31·1 Procent der Schulkinder angetroffen wurden.

Im Übrigen ist sowohl der rein blonde Typus (blonde Haare, blaue Augen, lichte Hautfarbe), welcher bei 22·7 Procent der Schulkinder Schlesiens angetroffen wurde, als das Vorkommen einzelner dieser Merkmale wie blondes Haar, welches 56·2 Procent der Schulkinder Schlesiens haben, oder helle Hautfarbe, die 80 Procent derselben zukommt, oder lichte (blaue oder graue) Augen, welche mehr als zwei Drittel derselben besitzen, in Schlesien am häufigsten unter allen österreichischen Ländern vertreten. In Schlesien selbst überwiegt der blonde Typus den braunen, der nur bei 18·4 Procent der Schulkinder besteht, um 4 Procent. Das Vorwiegen dieser Typen hängt wesentlich davon ab, ob in dem betreffenden Schulgebiete das deutsche oder slavische Volkselement stärker oder schwächer hervortritt, denn in deutschen Schulgebieten ist der blonde, in slavischen der braune Typus stärker vertreten. Die Mischungsverhältnisse im Colorit der Haare, Augen, Haut sind daher für die Beurtheilung der Raceneigenthümlichkeiten und Racenmischung nicht ohne Bedeutung. Das besonders reichliche Auftreten der Merkmale des blonden Typus in Schlesien kann daher wohl nur als ein Zeichen der Stärke aufgefaßt werden, mit welcher germanische oder nordländische Racenelemente in Schlesien in der Bevölkerung vertreten sind.

Um diese ethnographischen Probleme weiter zu verfolgen, dazu fehlt es vorläufig an hinreichendem wissenschaftlich verarbeiteten Materiale. Wohl sind werthvolle archäologische Funde im nördlichen schlesischen Grenzgebiete zwischen Jägerndorf und Troppau gemacht und ist insbesondere zwischen Buchberg und Lobenstein eine ausgedehnte Begräbnisstätte von Bewohnern Schlesiens aus der Bronzezeit aufgedeckt worden. Jedoch können die zahlreich gefundenen Urnen und Gebrauchsgegenstände aus Stein, Knochen und Bronze derzeit noch nicht als verläßliche Wegweiser dienen, um mit der Phantasie einen Flug in längstvergangene Zeitalter zu wagen, der etwa Schlesiens Vorgesichte aufhellen würde.

## Das Volksleben der Deutschen.

Charakter des Volkes. Bei dem Umstande, daß die Deutschen Schlesiens ursprünglich nicht einem Volksstamme angehören, sondern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in unser Land gekommen sind, möchte vielleicht der Schluß berechtigt erscheinen, daß von einem einheitlichen Volkscharakter nicht gut die Rede sein könne. Allein die gemeinsame Arbeit und die gemeinsamen Schicksale, sowie die gleichen geographischen Verhältnisse des Landes, namentlich die des Oppalandes, welche eine gewisse Abgeschlossenheit im Volksleben bedingen, haben in der Reihe der Jahrhunderte eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente bewirkt und einen eigenthümlichen schlesischen Provinzialgeist und Volkscharakter herausgebildet. Sitten und Lebensanschauung befähigen den Schlesier zu der bedeutungsvollen Rolle eines Vermittlers zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen; er ist weder ein kalter, allzu nüchterner Verstandesmensch, noch von überquellendem Gefühl und allzu lebhafter Phantasie. Die Verhältnisse, unter denen er lebt und strebt, haben ihm ein gewisses Mittel dieser Extreme gegeben. Gleich seinem Lande zeichnet sich der Schlesier durch schlichte Gediegenheit und ein gewisses Gleichmaß seiner Entwicklung aus. Stark hervorstechende Eigenthümlichkeiten besitzt er nicht, doch kennzeichnet den rechten Schlesier bei aller Rührigkeit Gelassenheit und Ruhe. Seine Friedensliebe ist bekannt, aber auch sein Rechtsgefühl, seine Ehrlichkeit und Beständigkeit. Rastlos in seinem Bemühen, bescheiden in seinen Ansprüchen ist er mit seinem Lose, das ihm nicht zu leicht gefallen, bald zufrieden. Und empfindet der Gebirgsbewohner auch seine Armuth, so läßt diese ihn doch weder geistig, noch körperlich verkümmern. Selbst die ärmste Familie ist bestrebt, dafür zu sorgen, daß die Kinder reinlich und ordentlich einhergehen. Auch des Armen Ehrgefühl ist so rege, daß er lieber darbt, als vor seinen Mitmenschen sich erniedrigt.

Einen besonderen Zug des deutschen Schlesiens bildet sein thatkräftiger Wille, seine zähe Ausdauer; mit jeder neuen Schwierigkeit wächst sein Eifer, wächst seine Kraft. Den kleinsten Vortheil weiß er auszunützen und mit nie abzuschreckender Emsigkeit zu behaupten. Mann, Weib und Kind strengen im Verein ihre besten Kräfte an, um dem Boden den Lebensunterhalt abzurufen. Und so arbeiten nicht nur ein Menschenleben, sondern ganze Generationen an der Verbesserung des Besizes. Dabei kommt es vor, daß die sorgsame Hausmutter das Bewachen ihres Jüngsten während der Feldarbeit nicht selbst besorgen kann; sie überläßt die Wache über denselben getrost dem treuen Haushunde, während der vorüberfließende Gebirgsbach den kleinen Erdenbürger mittelst einer einfachen Mechanik in den Schlummer wiegt. Durch den Kampf mit der kargen Natur wird die Ausbildung des Verstandes nicht wenig gefördert. Mit schneller Auffassung begabt, wißbegierig und



lerneifrig nützt der Schlesier in geschickter, oft findiger Weise die daraus sich ergebenden Vortheile. Da er aber mit allen Kräften des Körpers und des Geistes sein Land sich so zu sagen erobert hat, so hängt auch sein Herz pietätvoll an der Scholle, die ihm dadurch unendlich lieb geworden. Diese Pietät gegen die Heimat hat kräftige Blüten des österreichischen Vaterlandsbewußtseins getrieben. Freudig gab und gibt er Gut und Blut hin, um Land und Reich gegen feindliche Eingriffe von außen zu schützen. Unter den tapfersten Soldaten sehen wir den Schlesier, wenn der Kaiser ruft. Bei der angestrengten Arbeit aber, bei dem eifrigen Bemühen, durch Sparsamkeit sein Los zu verbessern, ist der schlesische Landwirth keineswegs ein Knicker. Er liebt es, nach den Anstrengungen des Tages im Dorfwirthshause mit feinesgleichen bei einem Glase Bier oder „Schnaps“ sich zu unterhalten oder mit der qualmenden Pfeife im Munde dem Gespräch von Personen gebildeter Stände zuzuhören. Dabei zeichnet ihn eine genügende Dosis Mutterwitz aus, den er bei Herausforderung trocken auf seinen Gegner losläßt. Und so schlagfertig er im Wirthshaus jede Neckerei abzuwehren weiß, ebenso scharf trifft sonst sein Witz jede Schwäche seines Nachbarn oder auch ganzer Gemeinden. Jeder Insasse des Dorfes hat seinen Witz- und Spitznamen, und jede Ortschaft wird in ihren verschiedenen Maßnahmen einer scharfen Kritik unterzogen. Trotz dieses sarkastischen Zuges ist der Schlesier außerordentlich gutmüthig, und schon in der Sprache gibt diese Gutmüthigkeit sich zu erkennen.

Sitten und Bräuche, Sagen und Mythen. Im westlichen Schlesien haben sich uralte Sitten und Bräuche in reicher Anzahl erhalten, während in Ostschlesien altväterlicher Brauch nur vereinzelt sich findet. Diese schließen sich namentlich an das Leben der Kirche. Von den um Weihnachten üblichen Gebräuchen seien folgende hervorgehoben, welche theilweise tief im Heidenthum unserer Alvordern wurzeln.

Am Abend vor St. Nikolaus (6. December) stellt sich für folgsame Kinder der Nickel mit Äpfeln, Nüssen und Lebzelt ein. Er trägt einen weißen Bart, ein langes weites Kleid, einen Stab und eine Bischofsmütze. Gewöhnlich begleitet ihn der Knecht Ruprecht, der mit den Ketten rasselt und Schrecken erregt. Ehedem kam der Nickel auf einem Schimmel geritten, daher er noch jetzt die Stube mit den Worten betritt:

„Ich bin der Nickel aus dem Himmel,  
Reit' einen weißen Schimmel;  
Ich komme aus dem Himmelreich,  
Ich strafe die Faulen alle gleich.  
Wenn die Kinder nicht fleißig beten und singen,  
Wird ihnen die Ruth' auf dem Rücken 'rumspringen.“

Weit mehr als auf St. Nikolaus freuen sich die Kinder auf die Einfuhr des Christkindes zur Weihnachtszeit. Auch in der Hütte mancher Armen strahlt am Weihnachtsabend

der grüne Nadelbaum mit seinen Lichtern, den vergoldeten Kränzen und mannigfacher glitzernder Zier. Vor der Abendmahlzeit besprengt der Landmann an diesem Tage mit geweihtem Wasser Stube und Stall, um Haus und Hof vor Unglück zu schützen. Auch des Viehes gedenkt er dabei und spendet den Kindern Äpfel und Honigkuchen, damit sie vom „Hauche“, einer gefürchteten Augenkrankheit, verschont bleiben. Honig wirft er auch in den Brunnen, um das Wasser vor Fäulniß zu bewahren. Dann versammeln sich die Hausgenossen zum Abendgebet, das unter freiem Himmel gesprochen wird; besonders fromme Gemüther sehen, wie man sagt, wie die Schutzengel die Gebete zu Gott emportragen. Auch glaubt man, daß um diese Stunde die Seelen derjenigen zum Himmel aufsteigen, welche an diesem Tage aus dem Fegfeuer erlöst werden. Wer bis zur Abendmahlzeit gefastet hat, kann am Himmel das goldene Lämmlein oder den goldenen Eber sehen. Nach dem Abendessen werden Fischgräten, Nußschalen und kleinere Speisereste unter die Obstbäume vergraben, damit diese im folgenden Jahre reichlich tragen — ein Rest des altgermanischen Brauches, von jeder Festmahlzeit den Göttern zu opfern. In wohlhabenderen Familien findet unmittelbar nach der Mahlzeit die bekannte „Einbescherung“ statt, während in der Mehrzahl der Häuser die Kinder vor dem Schlafengehen auf dem Tisch ein Tüchlein ausbreiten, in dem sie am nächsten Morgen mancherlei nützliche und erfreuliche Sachen finden.

Im weiteren Verlaufe des heiligen Abends vergnügt man sich damit, auf verschiedene Art sein künftiges Geschick zu erfragen. Man gießt, sowie am Fest des heiligen Apostels Andreas (30. November), Blei und deutet aus den Figuren, die sich dabei bilden, den Stand des künftigen Gatten. Herangewachsene Mädchen raffen gespaltenes Holz in den Arm. Sind die Stücke in gerader Anzahl vorhanden, so ist der Tag der Hochzeitsfeier nicht fern; oder sie begeben sich zur „Hühnerbühne“ und stochern unter die Hühner. Das Mädchen, welches den Hahn trifft, so daß er gackert, heiratet bald. Dabei gilt der Spruch:

„Gäck'rt d'r Hân,  
Do frighs 'n Mân;  
Gäck'rt a Hänn,  
Do frighet se känn.“

Auch lassen hochzeitsüchtige Mädchen in einer Schüssel mit Wasser Nußschalen mit kleinen angezündeten Kerzchen schwimmen und legen ihnen ihre eigenen Namen und die Namen einer gleich großen Anzahl bekannter junger Männer bei. Aus der Art, wie die Nußschalen sich einander nähern, glauben sie ihren „Zukünftigen“ zu errathen. Berühren sich die Flämmchen, so gibt es baldigst Hochzeit. Ferner wirft man einen Schuh oder Äpfelschalen hinter sich und sucht aus ihrer Lage zu erkennen, ob man im nächsten Jahre heiratet. Ingleichen schütteln Mädchen ein Bäumchen oder rütteln an einem

Rainzaun zwischen zwei Feldern oder Gärten mit den Worten: „Rainzaun, ich schüttle dich, feines Lieb, ich wittre dich!“ Zeigt sich dabei irgend etwas Auffallendes, so wird es je nach Umständen günstig oder ungünstig gedeutet.

Über Allem aber, dem lichtdurchstrahlten grünen Christbaum und den herzerfreuenden Weihnachtsgaben prangt in einer Stubenecke im hellsten Lichterglanze die Krippe, eine Darstellung der heiligen Familie im Stall zu Bethlehem. In früheren Jahren wurde auch in der Kirche zu Fauernig, gewöhnlich bei einem Seitenaltar, eine Krippe errichtet. In Frei-Hermersdorf wurden während der Christmette nach dem Evangelium der heiligen Messe auf dem Chore Hirtenlieder mit vertheilten Stimmen gesungen. Zuerst schlug die Uhr die zwölfte Stunde, der Nachtwächter blies das Horn, ein Engel sang das Gloria, worauf die Hirten, vier bis sieben an der Zahl, ihre Weihnachtsgefänge begannen. In der beim Troppauer Park gelegenen Dreifaltigkeitskirche wurde, um auch die Freude der Natur an der frohen Begebenheit anzudeuten, hierbei das Zwitschern der Vögel mit einem eigens construirten Werkzeuge nachgeahmt.

Am heiligen Abend und nach dem Weihnachtsfest bis zum heiligen Dreikönigstag kommt in einzelne Häuser das Christkindlein. Maria mit dem Jesuskind und dem heiligen Josef, ein oder mehrere Engel, zwei oder drei Hirten, der Teufel oder der Knecht Ruprecht in Ketten erscheinen, beschenken die braven Kinder mit Obst und anderen Gaben und führen eines der bekannten Christkindelspiele auf.

Am dritten Sonntag vor Ostern wird in einigen Ortschaften Westschlesiens eine Stroh puppe, befestigt an einer Stange, als „Tod“ von jungen Leuten im feierlichen Zuge unter Gesang durchs Dorf getragen. An der Grenze desselben wird sie ins Wasser versenkt und an ihrer statt hierauf ein geschmückter Tannenbaum von den Mädchen frohlockend ins Dorf zurückgetragen. Es ist ein Überbleibsel des Frühlingfestes der Alten, der Feier des Sieges, den die Natur über den Winter erringt. Während dieser Brauch nur noch da und dort geübt wird, feiert man an diesem Tage oder vierzehn Tage vor dem Palmsonntag ziemlich allgemein das Maifest. Kleine Mädchen, in den Händen geschmückte Wipfel junger Fichten und Tannen, welche die wiederkehrende grüne Zeit bezeichnen, ziehen von Haus zu Haus und singen Frühlinglieder mit Wünschen für die Familie, in der Hoffnung, eine Gabe zu erhalten:

„Mläne Feschla, kläne Feschla  
Schwemma ai dam Taichla;  
Müte Nisla, rüte Nisla  
Waya of dam Straiichla.  
Waiße Lilja, waiße Lilja,  
Waya of dam Schtäng'l,

D'r Herr is schin, d'r Herr is schin,  
D' Frau is wia Ang'l;  
Das Tächtala is hibsch on fain,  
Se trèt a saidnes Tichelain;  
Das Tichla lettje fligha,  
'N Raicha wattje krigha.“

Knaben machen um diese Zeit aus jungen Weidenzweigen Bastpfeifen, mit denen sie den Frühling einblasen. Während sie die saftige Rinde der Zweige, damit sie locker werde, mit dem Messerrücken beklopfen, singen sie:

„Sipla Faisla, gutt g'rôta,  
 Ni dam Schwippa hód's 'n Knôta;  
 Wänn d' m'r ni g'rottst,  
 Schmaiß ich dich aia Grâba,  
 Do frassa dich d' Râba.“

Der langersehnte Frühlingshote, die trauliche Schwalbe, die im Herbst zieht, jedes Frühjahr aber ihr nordisches Heim wieder aufsucht, wird beim Wiederkommen fröhlich angesungen, wobei das Zwitschern derselben also gedeutet wird:

„Als ich fortzog, fortzog, war Schoppen und Scheune voll,  
 Als ich wiederkam, wiederkam, war alles ver—zehrt.“

Auch die Maikäfer werden mit lautem Ruf empfangen. Man fängt sie ein und läßt sie, wie es einst auch die griechische und römische Jugend gethan, an einem Faden fliegen. Auch setzen die Kinder einen solchen Käfer auf die Hand und singen:

„Maikäfer, stieg!  
 Der Vater ist im Krieg,  
 Die Mutter ist im Pommerland,  
 Pommerland ist abgebrannt.“

Ebenso setzen sie den Sommerkäfer oder Marienkäfer auf die Hand und rufen ihm zu, daß er gutes Wetter bringe:

„Sommerkäferchen, stieg aus!  
 Flieg in dein schönes Haus,  
 Laß die liebe Sonne 'raus!“

Auch der Kukuk ist allen eine bedeutungsvolle Frühlingstimme:

„Lieber Kukuk, sag' mir wahr,  
 Wie viele Jahre ich leben soll!“

So fragen zur Erforschung der Lebensdauer Junge und Alte, wenn sie die ersten Frühlingssrufe des prophetischen Vogels hören. Und „Wie viele Jahre bleib' ich noch ledig?“ fragt sehnsüchtig das heranwachsende Mädchen und zählt ebenfalls die Rufe.

Unzählige Bräuche knüpfen sich an die segensvolle Osterzeit. Die ganze Natur ist verjüngt, das Wasser erhält heilsame Kraft. Wer am Gründonnerstag oder Charfreitag mit Flußwasser sich wäscht, bleibt von Sommersprossen und Hautkrankheiten frei. Der Name „Gründonnerstag“ entstammt der altdeutschen Sitte, an diesem Tage einen Brei aus neunerlei frischen Kräutern, Brunnenkresse, Holundersprossen, Nesseln zc., zu genießen.

Vor zwei Jahrzehnten noch erhielten an diesem Tage in einzelnen Orten des Odrauer Gerichtsbezirkes die Kinder Brunnenkresse zu essen.

Wer am Ostersonntag auf einer Anhöhe den Sonnenaufgang abwartet, sieht das Tagesgestirn drei FreudenSprünge machen, das „Ostermännchen“ hüpfen.

Als Überrest eines einst allgemein veranstalteten österlichen Flurumrittes findet in manchen Ortschaften um Mitternacht vom Charssamstag auf den Ostersonntag in die Felder eine Procession zu Fuß statt. In Fauernig betheiligen sich an derselben Jünglinge und Männer. Die ersteren eröffnen den Zug, mit Schellen läutend, singend und betend folgen die Männer. Bei der nahen, festlich beleuchteten Waldkapelle zum heiligen Antonius wird Halt gemacht und ein Gebet verrichtet, während die jungen Burschen aus Schlüsselbüchsen und Pistolen schießen. Bei der Rückkehr warten am Eingang zur Stadt die Stabträger der verschiedenen Zünfte, die Fahnen und die Musik der Kirche und geleiten den Zug zur Pfarrkirche, wo die Feier mit der „Saatenmesse“ schließt.

Eine fast allgemeine Sitte ist das „Schmeckostern“. Am Ostermontag gehen frühzeitig die Burschen, den folgenden Tag die Mädchen mit Geflechten aus Süßholzwurzeln oder Weidenzweigen in die Häuser von Verwandten und Bekannten und „schmeckostern“ die jüngeren Hausbewohner. Die getroffene Person muß sich durch ein Osterbrot, durch Bängel (Bängel), Ostereier, Kuchen zc. loskaufen. Beim Schmeckostern werden verschiedene Sprüche recitirt, z. B.:

„Gz komb'r zu dan liba Nstan,  
Lott däs Tächtala awing schmackistan.  
Denne, denne em a Röp,  
Däß de dinkst, sis a Nislatöp;  
Denne, denne em a Recka,  
Däß dich ni de Berda drecka;

Denne, denne em de Dema,  
Däß dich lanst d'r Lait d'rborna;  
Denne, denne em de Hand,  
Däß de Laitte wän d'rkaunt;  
Denne, denne em de Fisse,  
Däß de lanst de Alda griffa.“

„Schmeckostern“ kömmt von dem noch heute im Lande gebräuchlichen Worte schmicken = schmigen, peitschen, schlagen. Der Schlag mit den grünen saftigen Zweigen soll Wachstum, Gedeihen, Fruchtbarkeit bewirken. Darum schmeckostert man vor Allem die Mädchen, und so erklärt es sich auch, weshalb in einzelnen Ortschaften des Jägerndorfer Bezirkes an diesen Tagen der Hirt seine Herde schmeckostert.

Am Pfingstmontag, in einzelnen Dörfern schon am Ostermontag, ist es Sitte, daß die angesehensten Hofbesitzer des Dorfes auf den schönsten, mit Bändern geschmückten Pferden längs der Grenze im gesetzten Schritt ihre Äcker umreiten. Sie flehen dabei in frommen Liedern um den Segen des Himmels für ihre Saaten, sowie um Abwendung von Wetterschäden. Ein anderer Flurumritt zu derselben Zeit geschieht im Wettlauf bis zum Gehöfte eines Bauern vom Nachbardorf, wo man sich mit Speise und Trank labt.

Aus solchen ländlichen Festritten sind unzweifelhaft die städtischen Wettspiele, Pfingstschießen, Königsschießen, Bogelschießen, hervorgegangen, wie sie noch heute in Fauernig, Friedeberg, Freivalbau, Teschen, Bielez und an anderen Orten in der Pfingstwoche gefeiert werden.

Ein bedeutungsvoller Überrest des altheidnischen Festes der Sommerjonnennwende sind die „Johannisfeuer“. Am Abend vor dem St. Johannistag (24. Juni), der in die Sommerjonnennwende fällt, werden auf Bergeshöhen Feuer angezündet. Sie sind von beträchtlicher Größe und werden stundenlang unterhalten. Herangewachsene Burschen bilden einen Kreis um das Feuer, zünden in diesem ihre pechgetränkten Besen an, welche sie das ganze Jahr hindurch mit Sorgfalt gesammelt haben, schlagen mit denselben Feueräder, werfen sie über sich in die Luft und fangen sie beim Herabfallen geschickt wieder auf. Die übrig gebliebenen Besenstumpfe werden ins Flachsfield gesteckt mit dem Rufe: „Flachs, heb dich!“

Auch an diese Zeit lehnt sich mancher Aberglaube. Heiratslustige Mädchen winden am Vorabend des Johannistages einen Kranz aus Quendel und anderen Blumen und werfen ihn an irgend einem Baume im Garten nach rückwärts solange in die Höhe, bis er oben hängen bleibt. So oft sie ihn vergeblich hinaufgeworfen haben, so viele Jahre bleiben sie noch ledig. Stirbt ein Kind, so ist die Mutter vor Johanni keine Erdbeeren, damit dasselbe im Himmel mit dem heiligen Johannes in die Erdbeeren gehen könne. Der schöne Volksglaube vom Erdbeerenpflücken der Kinder unter dem Schutze des heiligen Johannes und noch öfter der Mutter Gottes scheint aus dem Heidenthum zu stammen und sich auf die Mutter Bertha zu beziehen.

Aus der Fülle der auf die Landwirthschaft bezüglichen Bräuche im Lande seien folgende mitgetheilt: Wenn der Wind stark durchs Korn streicht, so daß er demselben nachtheilig wird, so sagt man: „Der Wolf jagt das Korn.“ Der Bauer bezeichnet mit dem Wolf, „Kornwolf,“ einen dem Getreide feindlichen Dämon, der die Ähren taub macht. Die Vorstellung von diesem Dämon aber ist mit der Zeit zu solcher Selbstständigkeit gelangt, daß er, vom Getreidefeld losgelöst, im Volksglauben und Volksbrauch und im Kinderspiele zc. eine Rolle spielt. Ein uraltes Spiel unserer Kinder ist dieses: ein Kind ist der Schäfer, die anderen sind die Schafe; eines lauert in einem Versteck als Wolf. Der Schäfer, welcher in einer gewissen Entfernung steht, ruft ihnen zu:

Schäfer: Lammle, Lammle, kommt herein!

Schafe: Wir kommen nicht.

Schäfer: Warum denn nicht?

Schafe: Der Wolf steht für.

Schäfer: Wo steht er denn?

Schafe: Hinter'm Strauch.

Schäfer: Was frist er denn?

Schafe: Grünes Gras.

Schäfer: Was trinkt er denn?

Schafe: Gänsewein.

Schäfer: Lammle, Lammle, kommt geschwind herein!

Die Schafe folgen nun dem Lockrufe des Schäfers, der Wolf bricht hervor und sucht eins zu erhaschen. Wer gefangen wird, muß Wolf sein.

Der nachstehende Brauch betrifft das Erntefest. Ist das Getreide in die Scheune gebracht, so binden auf größeren Wirthschaftshöfen die Schnitter und Arbeiter aus Ähren der letzten Weizengarbe, welche die große Garbe heißt und besonders viel Körner geben soll, einen Kranz, den Weizenkranz, die Erntekrone. Dieser Kranz, geschmückt mit Bändern und Blumen, Kornblumen, Feuerblumen, Kornwicken und Rittersporn u. a. wird durch die jüngste Arbeiterin oder den ältesten Arbeiter dem Besitzer mit dem Wunsche überreicht, daß das Getreide reichlich körnerer und auch die nächstjährige Ernte eine gesegnete sein möge. An einem der folgenden Sonntage veranstaltet der Gutsherr den Dienstleuten unter freiem Himmel eine Unterhaltung, wobei auch auf der Scheuertenne getanzt wird. Lieblingstanz ist im Fauerniger Bezirke die „Hühnerscharre“, bei welchem Tanze die Hühner im Scharren nachgeahmt werden. Auf kleineren Gehöften wird den Arbeitern ein Schnittessen gegeben, wobei Kuchen, Kaffee, Bier und Brantwein gereicht werden. Bei weniger bemittelten Bauern ist es mit dem Schnittkuchen abgethan, welcher beim Einführen des letzten Erntefuders dem Gesinde verabreicht wird.

Nach Beendigung der Ernte wird die Weizenbraut gefeiert. Eine Magd und ein Knecht des Dorfes werden als Braut und Bräutigam aufgepußt. Gegen die fünfte Nachmittagsstunde begibt sich der Erntefestzug, beziehungsweise der Brautzug, unter Musikbegleitung ins Wirthshaus. Auf einem Leiterwagen, verziert mit Ähren und Blumenkränzen und gezogen von einem Paar Ochsen, wird die Brautausstattung geführt. Braut und Bräutigam folgen auf stattlichen Rossen, Knechte, Mägde zc. schließen sich an. Im Wirthshause wird sodann fleißig getanzt.

Die genannten und noch manche andere Festlichkeiten werden mit Mahlzeiten gefeiert, deren Speisen entweder Leckerbissen der Jahreszeiten sind oder an alte Bräuche anknüpfen. Am Martinitage ißt der bemittelte Bauer allenthalben eine gebratene Gans. Zu den Speisen des Weihnachtsabends gehören eine Petersilien- oder Pflaumen-suppe, Griesbrei, Strizel mit Honig, Nüsse und Äpfel. Zu Fasching siedet man Krapfen in Schmalz, zu Ostern bäckt man scheibenrunde Gelbbrote. Es sind dies abgeblaßte Bilder jener Opfer, die man einst zu diesen Jahreszeiten den alten Göttern darbrachte. In keiner Jahreszeit aber gönnt sich der vermöglichere Landwirth eine solche Reichhaltigkeit an

Speisen als am Kirmesfeste. Da finden wir zum Frühstück Kuchen und einen guten Kaffee, ebenso zur Vesper. Beim Mittagessen ist die Nudelsuppe unentbehrlich. Fleischspeisen gibt's oft fünf, gekochtes Rindfleisch mit Krentunke, Wurst mit Sauerkraut, Schweinebraten mit Krautsalat, gebratene Gans, Kapauern oder Ente mit Äpfelmus. Branntwein-, Bier- und Weingläser stehen bunt durcheinander. Der Hausherr macht im Füllen derselben den liebenswürdigen Wirth und nöthigt mit herzlich aufbrausendem Angestüm zum Trinken.

Zahlreiche Reste des altgermanischen Götterglaubens sind in Sagen und Mythen unter dem Volke zurückgeblieben. Hier einige Proben.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, kam er eines Tages mit Petrus in ein Bauernhaus. Hier bemerkte er, daß die Bäuerin mit Brot und Mehl verschwenderisch umging. Als er sie zurechtwies, meinte sie, es wüchse ja Getreide im Überfluß. Unmuthig über diese Rede, verließ der Herr das Haus und schritt mit Petrus dem nahen Felde zu. Dort faßte er einen der Halme, die, wie das Volk glaubt, ehemals ganz mit Körnern bewachsen waren, knapp an der Wurzel und begann dieselben abzustreifen. Petrus faßte ebenfalls den Halm und bemühte sich, dem Born des Herrn Inhalt zu thun. Christus aber schob des Petrus Hand immer weiter hinauf, bis dieser nur noch die oberste Spitze der Ähre umfaßt hielt. Da fiel der mitleidige Jünger auf die Knie und bat flehentlich, diese Kleinigkeit wenigstens den Menschen zu lassen, damit sie nicht Hungers sterben. Endlich ließ der Herr sich erweichen, und von dieser Zeit an erreicht die Getreide-Ähre nur noch die Länge einer Mannesfaust. Der unbiblische Inhalt der Erzählung, sowie der Umstand, daß Christus nur von Petrus und nicht wie sonst von allen seinen Jüngern begleitet ist, berechtigt zu dem Schlusse, daß der Ursprung der Sage wohl älter ist als das Christenthum unter den Deutschen. Christus und Petrus vertreten Wodan und Donar, die obersten Gottheiten der alten Germanen, die nach dem Glauben derselben durch die Fluren und Felder zogen.

Auch in der Sage vom wilden Jäger, welcher das wüthende Heer führt, tritt uns der altheidnische Glaube an den Luft- und Sturmgott Wodan, den Anführer der himmlischen Kampfschaar, entgegen, mit welcher er durch die Lüfte ritt. In mond hellen Winternächten sieht man bei Lindewiese, Wilhelmsdorf und Thomasdorf eine große Schattengestalt an der Spitze mehrerer kleineren unter Peitschenknall, Hifthornklang und Rüdengebell durch Luft und Wald dahinziehen. Es ist der wilde Jäger auf der nächtlichen Jagd. Auch im Tschirmer Busch hatte derselbe sein Revier. Wenn die zehnte Abendstunde vorüber war, hörte man ein Toben und Heulen und Wellen, indem der wilde Jäger mit seinem Gefolge jagend durch die Lüfte zog. Das dauerte bis zwölf oder ein Uhr, dann war alles ruhig. Trug man nicht Dofte oder Weißdorn bei sich oder konnte man nicht auf einen Kreuzweg flüchten, so war man verloren.



Eine andere Sage über diesen Sturmgott ist diese: An der Grenze der Wildschützen und der Siebenhubner Felder trieb vor Jahren in der Adventzeit der Nachtjäger sein Unwesen. Niemand wagte es, in dieser Zeit abends aufs Feld zu gehen. Als er wieder einmal zu hören war, ging eine Magd, ob schon von den Hausgenossen gewarnt, doch aus dem Hause hinaus, band den Haushund von der Kette los, hegte ihn gegen den Nachtjäger und kehrte dann in die Spinnstube zurück. Bald darauf wurde ein Stück Fleisch zum Fenster hineingeworfen mit den Worten: „Hofte helfa jän, kånste helfa trån.“ Der Wirthschaftsbesitzer wollte das Fleisch wieder hinaus schaffen, konnte es aber sammt seinen Hausleuten nicht erheben. Erst als er neben seinem Hause ein Kreuz errichtet hatte, gelang es, das Fleisch zu entfernen. Der wilde Jäger, „der Nachtjäger“, „der Jäger“ ist, wie schon erwähnt, an Wodans Stelle getreten. Nach christlicher Deutung ist er niemand anderer als der Teufel, der die armen Seelen verfolgt. Ein Muhl findet eine arme Seele, die vom wilden Jäger oder vom Teufel verfolgt wird, nach dem Volksglauben auf dem Holzstamm eines Baumes, in den beim Fällen drei Kreuze geschlagen wurden. Auch ein Flachsland, auf dem Dorant wächst, gewährt eine sichere Zufluchtsstätte. Die eigenthümlichste Sagen-gestalt des Gesenkes aber ist der Moosbruchhirt, der Seehirt, der Sinhirt. Er hält sich am liebsten in der Nähe der Moosbruchteiche bei Reihwiesen auf und zeigt sich bald als guter, bald als böser Geist,



Bernhard Kuger: Der Seehirt vom Moosbruch bei Reihwiesen.

Er hält sich am liebsten in der Nähe der Moosbruchteiche bei Reihwiesen auf und zeigt sich bald als guter, bald als böser Geist,

wie ihn das Riesengebirge in seinem Rüzehahl hat. Mit seinem hohltönenden unheimlichen Rufe „Hohoho!“ oder „Dohâr, dohâr!“ schreckt er jeden, der sich dem Moosbruchsumpf nähert. Gewöhnlich erscheint er mit einer Peitsche in der Hand, in einer leinenen Hose und in bloßem Hemde, mitunter in einer Leinwandjacke mit einer Brottasche an der Seite, doch liebt er es auch andere Gestalten anzunehmen. Zahlreich sind die Sagen, die über den Moosbruch und den Moosbruchhirten im Munde des Volkes leben. Ungeheure Schätze liegen in dem großen Seeteiche versenkt, die Kostbarkeiten und Reichthümer einer untergegangenen Stadt, der Hunstadt, der Stadt der Hunen, der Riesen.

Eines Tages kam ein stattlicher Reiter in die Gegend des Moosbruchs und ersuchte einen Arbeiter, ihm den Teich zu zeigen und ihm dort einige Zeit das Pferd, einen Schimmel, zu halten. Er werde in das Wasser hinabtauchen, und wenn nach Verlauf einer Stunde weißer Schaum aufsteige, so werde er große Schätze heraufbringen und sie mit ihm theilen, steige aber rother Schaum empor, dann sollte er das Pferd für sich behalten und ohne Umsehen von dannen eilen. Am Rande des größeren Teiches angelangt, stürzte sich der Fremde mit einem wunderlichen Stab in der Hand in die Tiefe. Als die Sonne senkrecht aufs Haupt fiel, stieg weißer Schaum auf, der Fremde tauchte erschöpft aus dem Wasser empor, bestieg das Roß und entfernte sich eiligst, nachdem er dem Führer gedankt und ihm als Lohn ein Beutelchen gegeben. Als dieser in demselben nichts als erbsenähnliche Kügelchen sah, warf er es bei Seite. Einige Wochen später kam der Fremde wieder und verlangte den Beutel zurück. Nach langem Suchen fand man ihn; der Fremde tauschte denselben für schweres Geld um.

Der Sinhirt, der bald eine weniger ansehnliche Gestalt annimmt, bald als stattlicher Reiter auftritt, zeigt sich als Herr und Spender der Schätze des Moosbruchs, und so steht die Sage vom Moosbruchhirten ebenfalls im Zusammenhang mit dem Wodanglauben. In dem Schimmel erkennen wir den Schimmel Wodans wieder; der Spieß, den dieser trägt, ist in der Hand des Sinhirten zum Stabe, zur Peitsche geworden.

Besondere Pflege finden bei unserem Volke Sagen, welche von vergrabenen Schätzen und vom Schatzheben sprechen. An gewissen Tagen, am Palmsonntag, am Charfreitag, Ostersonntag, öffnet sich dort, wo ein Schatz geborgen liegt, die Erde; bläuliche Flammen über dem Erdboden zeigen den Platz an. Die Schätze ruhen zumeist in verfallenen Burgen, in Kellern, Bergen, Höhlen; verrathen werden sie durch Anwendung einer Springwurzel, Wünschelruthe oder Lauffugel; Hüter derselben sind Teufel, feurige Stiere, schwarze Hunde, Schlangen, Drachen und andere Teufelsthier; sie erscheinen dem Auge des Menschen anfangs als werthlos, als Kohlen, Asche, Erbsen zc. Beim Schatzgraben darf kein Wort gesprochen werden, eine Bedingung, an welcher öfters das Unternehmen scheitert. Schatzsagen knüpfen sich an die Ruinen Reichenstein, Kaltenstein, Edelstein, Wiegstein,

an den Hausberg bei Hennersdorf, an die Schellenburg bei Jägerndorf, an den Milchberg bei Odrau, an eine Stelle im Walde bei Wischkowitz, an das Schloß in Polnisch-Osttau zc. Auch diese Sagen weisen auf Wodan hin, den Geber des Goldes.

Unendlich ist die Zahl der Teufelsagen im Volke, die sich an einstige Göttersteine, die zu Teufelssteinen wurden, anlehnen. Solche wurden erzählt von dem noch in den Sechziger-Jahren auf dem Marktplatz von Weidenau gelegenen, später beim Bau des



Der große Seenteich.

Rathhauses daselbst in Verwendung genommenen Buttersteine, richtiger Butsteine, d. h. Koboldsteine; ferner von den Teufelssteinen bei Ottendorf, in der Nähe von Troppau, von dem Hinwiedersteine bei Karlsbrunn zc. Aus dem wehmüthigen Klagen des Glöckleins in der Schloßkapelle zu Johannesberg hört das Volk den Zammerton des einstigen Schloßhauptmanns Thümbeling heraus, welcher nach der Volksüberlieferung in verzweifelter Stimmung dem Teufel sich verschrieben hatte und nach Ablauf der Frist des abgeschlossenen Paktes von ihm geholt und an der Schloßmauer zerschmettert wurde.

Mythische Frauengestalten, wie Frau Holle, die weiße Frau zc. spielen im Volksglauben, dem treuen Hüter älterer Anschauungen, ebenfalls eine Rolle. Frau Holle

repräsentirt Holda, die milde, gnädige Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, die Beschützerin und Förderin des Hauswesens, damit auch des Spinnens. Besonders um die Weihnachtszeit sieht Frau Holle nach, ob fleißig gesponnen wird; sie belohnt die fleißigen, bestraft die säumigen Spinnerinnen. Sonst als geisterhaftes, schönes Wesen in langem, weißem Gewande gedacht, erscheint sie bei uns, wenn zürnend, in häßlicher Gestalt. Zur Zeit, als noch während des Winters das Spinnen eine Hauptbeschäftigung der Dorfbewohner des Landes war, wurde Kindern, welche nicht fleißig genug damit sich beschäftigten, gedroht, daß die Spillenholle (Spillendrulle, Spillenmarthe, Spillenlutsche) sie holen werde, und zwar mit den Worten:

„Spennt, Kendala, spennt,  
De Spellenlutsche kömmt,  
Se guckt zu älla Lächlan rai,  
Ebs Stränla watt bälé fertigh sein.“

In der Hutung bei Niederwalde befand sich der Spillenlutschenstein; des Nachts kamen aus demselben sieben Lichter zum Vorschein. Zu ihm trug die Spillenholle die saumseligen Kinder. Bei Wigstadt werden Mägde und Kinder, welche bei der aufgegebenen Arbeit im Spinnen — Satsen, Satsich — lässig sind, mit der Satsenfuse, in einzelnen Ortschaften mit dem Satsichkater geschreckt.

An die Burgruinen Reichenstein, Lobenstein, Wachstein, an die Schlösser in Domsdorf, Schwarzwasser zc., an den Milchberg bei Odrau, an den Wilschgrund bei Arnoldsdorf zc., knüpfen sich Sagen von „der weißen Frau“, welche von Zeit zu Zeit sichtbar wird und Erlösung sucht. Der Kern dieser Sagen ist der uralte Mythos von der Befreiung der im Wolkenberge verschlossenen himmlischen Wolkenfrau.

Gern hört das Volk auch Erzählungen von Berg-, Wald-, Wassergeistern, von Bergmännlein, Fenesleuten, Wassermännern und Feuermännern. Die Berg- oder Graumännlein tragen gewöhnlich einen langen, aschgrauen Rock und einen breitkrämpigen Hut von derselben Farbe, bisweilen prächtige Kleider. Ihr Gesicht ist von einem herabhängenden grünlichen Barte umflossen. Den Menschen leisten sie in schwierigen Lagen des Lebens Beistand; nur wenn sie ihrer kleinen Gestalt wegen gehöhnt werden, treten sie als Feinde derselben auf. Sie stehen patriarchalisch regiert unter einem „Bergältesten“.

Eine etwas größere Gestalt als die Bergmännlein haben die Fenesleute, in unserem Schlesien Venusleute genannt. Sie leben wie die Bergmännlein in alten Götter- und Kultusstätten, in Bergen, Schluchten, Anhöhen und Felsenhängen. Den Umwohnern, namentlich den Hirten, helfen sie bei der Arbeit, sonst auch in Noth und Gefahr. Der Fenesstein bei Pitarn, die Feneshöhle bei Messendorf, der Fenesstein bei Schwarzwasser haben ihre Namen von den Fenesleuten, die nach der Volkstradition dort wohnen.

Die Bergmännlein und die Fenesleute tragen, wie Zwerge überhaupt, unsichtbar machende Kappen, Nebelkappen. Davon erzählt eine Sage. Einst bekam ein Holzhacker Durst und trank aus der nahen Waldquelle. Da trat ein Fenesmännchen an ihn heran und bat um einen Trunk Wasser. Bereitwillig gab ihm der Holzhacker zu trinken. Da sprach das Männchen: „Wie soll ich dich dafür belohnen? Komm' mit mir zur Pomsdorfer Hochzeit!“ „Was würden die Leute sagen,“ entgegnete der Holzhacker, „wenn ich hinkäme, ich bin ja dort ganz fremd.“ Das Fenesmännchen antwortete: „Dafür werde ich schon sorgen; hier hast du eine Kappe, mit welcher du dich unsichtbar machen kannst; doch hüte dich zu lachen, wenn wir dort sind, sonst könnte es dir schlimm ergehen.“ Nun gingen sie miteinander dem Hochzeitsorte zu und stellten sich dort, jeder mit der Nebelkappe auf dem Kopfe, zur Stubenthüre. So oft Speisen an ihnen vorübergetragen wurden, nahmen sie davon und aßen. Als die Aufwärter wiederholt ausgeleerte Schüsseln auf den Tisch setzten und die Hochzeitsgäste darüber sich verwunderten, lachte der Holzhacker laut auf. Sofort riß ihm das Männchen die Kappe vom Kopfe, und der nun sichtbare, auf der That ertappte Speisediab mußte sich von den Hochzeitsgästen eine Tracht Schläge als Nachkost gefallen lassen.

In Brunnen, Flüssen und Teichen haben Wassermänner mit ihren Familien ihren Wohnsitz. Sie gelten als Nachkömmlinge der verstoßenen Engel, die statt in die Hölle in das Wasser gesprungen seien. Nach der Volksphtantasia sind sie etwas kleiner als gewöhnliche Menschen und haben an den Kleidern einen etwa drei Finger breiten nassen Saum. Der Älteste von ihnen zeichnet sich durch ein grünes Rößchen und ein rothes Käppchen mit grüner Bräme aus. Ihre Wohnungen am Grunde der Teiche sind groß und schön, mit prächtigen Gärten umgeben. Mit den nahe gelegenen Ortschaften stehen sie insofern im Verkehr, als sie ihren gesammten Nahrungsbedarf von ihnen beziehen. Auch an den Unterhaltungen derselben bei Musik und Tanz nehmen sie häufig Antheil.

Der Feuermann ist nach der Meinung des Volkes ein koboldartiges Wesen mit den Umrissen der Gestalt eines Menschen, etwas geschwärzt im Gesicht und mit feurigen Augen. Manchmal gleicht er einem Todtengerippe, in dessen Innerem eine Feuerzflamme brennt. Die Bewegungen der Feuermänner sind sehr schnell; in kurzer Zeit vermögen sie bedeutende Strecken zurückzulegen. Es sind Seelen von Verstorbenen, welche die Grenzsteine verrückten und zur Strafe dafür nach dem Tode herumirren und Erlösung suchen. Sie schaden den Bösen, indem sie dieselben auf Abwege oder in Sümpfe führen; den Guten dienen sie als truglose Wegweiser. Ein andächtiges „Vaterunser“, während des Geleites gebetet, auch ein „Vergelt's Gott“ nach geleistetem Dienste kann sie erlösen.

Viel verbreitet im Lande sind Sagen vom gespenstigen Alp, der die Menschen im Schlafe belästigt; von Drachenhühnern, die auf Kornböden, in Ställen und Scheunen

sich aufhalten; von Drachen, die als geflügelte feurige Schlangen durch die Lüfte dahinziehen; von Basilisken, Geschöpfen, halb Schlange, halb Hahn, mit großen, rothen Augen, deren durchdringender Blick todbringend ist; von zauberhaften Bergen, z. B. dem Gigerberg bei Gurschdorf mit dem Lindwurm und vom Lindberge bei Battelsdorf.

Volkslied und Volksschauspiel. Wo die Seele des Volkes in so mannigfachen Sagen, Sitten und Gebräuchen zutage tritt, kann selbstverständlich auch der ureigenste Ausdruck des Empfindens, das Lied, sowie das Abbild des Lebens im dramatischen Spiel nicht fehlen. In der That finden wir beides auf schlesischem Boden in reicher Blüte. Gar manches Blümchen, aus der ursprünglichen Heimat herübergewandert, wird mit Liebe hier gehegt und gepflegt und von Zeit zu Zeit durch eine schlesisch=heimatliche Blüte vermehrt. Laut läßt das Lied der Soldat auf dem Marsche erklingen, laut der Arbeiter in der Werkstätte und in der Fabrik. Hell und frisch ertönt die Volksweise auf dem Lande, beim Spinnrade, bei Pflug und Sense. Und es ist immer ein gutes Zeichen, wenn das Volk bei schwerer Arbeit in oft drückenden Verhältnissen im Gesang sich Erleichterung schafft.

Im Allgemeinen sind unsere schlesischen Volkslieder von einem ernstern, mitunter bis zur Wehmuth sich steigernden Zuge durchweht, voll Innigkeit und Tiefe des Gefühls, obgleich Humor und Frohsinn nicht ausgeschlossen bleiben. Specifisch Schlesiſches, namentlich specifisch Schlesiſchoppaländisches, findet sich verhältnißmäßig weniger. Einer ziemlichen Anzahl von Liedern begegnen wir, wie es in der Natur der Sache liegt, in den übrigen deutschen Landen, zumal in den deutschen Landestheilen des angrenzenden Preußisch-Schlesien. Schlesiſch ist das nachstehende, nach seinem Menuet-Rhythmus zu schließen, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandene Volkslied „Der Bippelpelz“, welches Lied noch heute durch ganz Schlesien gesungen wird:

„Fät'r, käft m'r äch än Zepp'lpälz,  
Däde mich dan ganza Went'r hält,  
Fö am äla Schtär,  
Där rächt wolligh wär.  
Fät'r, käft m'r äch än Zepp'lpälz.“  
„Songe, bis m'r schtell som Zepp'lpälz,  
Schleghe krighste än kän Zepp'lpälz,  
Ich wä dich zuschlön,  
Du wascht danka drän,  
Schleghe krighste än kän Zepp'lpälz.“  
„Fät'r, satt äch Mäzas Schtassa än,  
Wi sich där gär schin b'kläda kän.

Lott aich däch d'rbärma,  
Käft m'r äch än wärma,  
Nächta schina, naia Zepp'lpälz.“  
„Löß du imm'r Mäzas Schtassa gin,  
Daine Jacke schtit d'r ä noch schin.  
Wänn d' fir a Frost  
N wärma Brostfläz host,  
Brauchste hai'r nöch kän Zepp'lpälz.“  
„Alle Songa gin ai ira Pälza,  
Ach ich müß mich ai dar äla Rutte wälza;  
F'rkäst dan äla Böf,  
Käft m'r schtätts am Röß

A rächta wärma, darwa Zepp'lpälz.“  
 „Tonge, du best wol a rächt'r Kär,  
 Gî an red mid eu'r'm Fätt'r Knorr,  
 Du wachts schon d'rfân,  
 A watt d'r schon d' Planêta lása.“  
 „Û, wäs gît mich dar Planête ân?  
 Ich wil ju äch ân naia Pälz hân,  
 An wänns ni watt g'schân,  
 Watt ir wäs and'r'sch sän,  
 Ich wâr ond'r d' Soldâta gîn.“  
 „Do wâr ich glai a Prîgh'l d'rgraisa,  
 Wâr dir a Pälz of a Puck'l schtraicha.  
 Du kânnt imm'r hîn  
 Zû a Soldâta gîn,  
 Kânnt dort gâr ni ai am Pälze gîn.“

„Fât'r, satt äch maine Jacke ân,  
 Ich kân d' Fäza nimme läng'r trân,  
 Macht äch a Mett'l,  
 Râst m'r äch kân Ritt'l,  
 Aw'r ân schîna, langa Zepp'lpälz.“  
 „Ma hôt Plôghe mit dam Schwâf'lsjonge,  
 A ganza Täg gît hâr rem bromma;  
 Du wachts âw'r sän,  
 'S watt hair ni g'schân,  
 Du krîghst hair nôch kân Zepp'lpälz.“  
 „Fât'r, wänn ir watt kâ Uude macha,  
 Do behald ich ai'r ganza Sacha,  
 Wänn'r'sch eî wällt tûn,  
 Kennt'r'sch blaiwa lôn,  
 Ich huft aich of a Zepp'lpälz.“

Welch hohes Glück in dem Besitz eines solchen Zippelpelzes, namentlich eines neuen Zippelpelzes, gelegen war, läßt sich schon daraus schließen, daß derselbe in dem bekannten „schlesischen Bauernhimmel“ neben Kuchen, Rosinen, Zuckerbaben zc. eine Stelle findet.

Schlesisch nach Form und Gehalt sind auch die Wechselgesänge der Kuhhirten in manchen Gegenden des Landes. Mit dem Tage Michaelis beginnt die goldene Zeit für den Kuhhirten. Froh singt er nach dem 29. September:

Hohô, hohô!  
 Meichêl is dô,  
 Meichêl is i'rib'r  
 Do hitt m'r bôuntib'r,  
 Bôuntib'r, bôuntaus,  
 Ai Rîbe, ai Kraut,  
 Ai Grumm't, ai Gräs,  
 Wäs is m'r an dâs?

Ir Pau'rn, kummt raus,  
 Ich hitt d' ganze Wis aus.  
 An dâr mich wîed prâsche,  
 Dan wâr ich schun jâche,  
 An dar mich wîed jôen,  
 Dan wâr ich i'rkôen.  
 Hohô, hohô!

Nähern sich zwei Hirten so weit, daß sie sich gegenseitig verständigen können, so hören wir den Wechselgesang:

A. Blîmla gâl, Blîmla gâl,  
 Kumm a Besla zûn m'r hâr.  
 Blîmla rût, Blîmla rût,  
 Maine Kîla gîn hait gâr zu gutt.

B. In lâlâlâ luma,  
 Ich kân hait ni zûn d'r kumma,  
 Ich hâ gar schtolze Kîlain,  
 Muß älle Zaita baina blain.  
 In lâlâlâ luma!

Eigenthümlich Oppaländisch ist der „Lindewiesener Holzwarenhändler“, in welchem Liede die kleinen Erzeugnisse der Holzindustrie jener Gegend recht erschöpfend aufgezählt werden:

Trallaló trallaló!  
 Nu bin ich amól bó.  
 Trallaló trallaló!  
 Ez káft m'r ách wás á.  
 Nju wolst hótš ich noch Nimand gân,  
 Nju fil ir á hátt Rátw'rmánne g'ján.  
 Wánn andre wás em'n Bimá hán,  
 Wár ichš ganz sech'r em zwè Gráschla Ión.  
 Schine Wáre há ich fil,  
 Wi ich 's ez úfzèla wíl:  
 Melchzappla, Fái'rnappla,  
 Duárquátšcha, Pott'rplátšcha,  
 Wert'l, Mázafert'l,  
 Šw'recke, Kockaschtácke,  
 Schlásla, Návááša,  
 Klopschlegh'l, Drajšlegh'l,  
 Schlápprächá, Flazbrächá,  
 Hámulda, Adokolwa,  
 Wášš'rkánna, Nibritonna,

Mészla, Maša, Mestplatšcha,  
 Wánschm'rmásta, Wázmásta,  
 Sálzmásta d' állerbásta,  
 Kóflášš'l, Sánzagreff'l,  
 Brútschossá, Lätt'ršchprossa,  
 Kérwešche, Ráchaschpešse,  
 Worššchaufan, Žáw'rtaufan,  
 Knátšait'r, Sánzarait'r,  
 Šókaschtálsa, Ad'rwalza,  
 Bend'knèw'l, Šlighawed'l,  
 Šáchan, Šlagressan,  
 Fái'ršchwámme, Šád'pogškámme,  
 Nchne Tricht'r, Schwáf'licht'r,  
 Šchpácha, Rácha,  
 Láchja, Lásta,  
 Šchpella, Tella, Šalcha,  
 Pol'rholz án állš mitšánna  
 Watt'r bášš'r nernt b'komma.

Auch an volkstümlichen Kinderliedern und Kindergebeten fehlt es im Lande nicht. Zahlreich sind die Wiegenlieder, in denen der Mutter frommer Sinn bemüht ist, schon im Säugling den in ihm schlummernden göttlichen Funken zu wecken. Ein Kindergebet, das im Fauerniger Bezirke noch heute gebetet wird, möge seinen Platz hier finden:

Haite wíl ich šchlossá gín,  
 Ferza Áng'l šella baimm'r šchtín:  
 Zwène zur Náchta,  
 Zwène zur Lenka,  
 Zwène zun Físsa,

Zwène zun Šaípta,  
 Zwène, di mich dácka,  
 Zwène, di mich wácka,  
 Zwène, di m'r zaigha a húcha Šchtaig  
 Wi dás ewighe Šimm'raich. Amen.

Dieses Abendgebet ist über ganz Österreich und Deutschland und weit darüber hinaus verbreitet, wenn auch mundartlich verschieden und bildlich oft anders gefärbt. Die älteste verbürgte Aufzeichnung gibt Johannes Agricola (1492 bis 1566), der in seinen Sprichwörtern bei Erklärung der Grüße „Gott gebe Euch eine gute Nacht, einen fröhlichen Morgen gebe uns Gott!“ dies unser Kindergebet erwähnt.

Schon unter den Sitten und Bräuchen wurde das Vorkommen von Weihnachts- und Christkindelspielen mit dramatischem Charakter erwähnt. Unser Heimatland besitzt



aber auch dramatische Dichtungen in vollkommen ausgebildeten Formen. Eines der vollständigsten geistlichen Volksschauspiele ist das Obergrunder Weihnachtspiel. In der gesammten deutschen Literatur dürfte es unter den geistlichen Volksschauspielen wenige geben, welche bei Wahrung des volksthümlichen Charakters einen solchen Reichthum an trefflich geordneten Scenen, an poetischem Gehalte und volksthümlichem Humor besitzen wie dieses. Ein Manuscript desselben wurde in Obergrund am Althackelsberge bei Zuckmantel, einem auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen, in einer schmalen Thalrinne gelegenen Dorfe gefunden, das von armen Bergleuten und armen Bauern bewohnt ist. Dem Alter nach weist es bis ins XVI. Jahrhundert zurück. Noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts wurde es vor versammelter Gemeinde in Obergrund von Ortsbewohnern mehrmals, und zwar um Weihnachten aufgeführt. Die Sprache ist zum Theile mundartlich, Prosa wechselt mit Vers. Das ganze Weihnachtspiel zerfällt in 13 Auftritte. Nach einer Symphonie und dem von einem Engel gesprochenen Prolog wird im ersten Auftritt die Erschaffung der Welt unter Begleitung von Musik vorgetragen; im zweiten folgt die Versuchung und der Sündenfall, im dritten die Verstoßung der ersten Eltern aus dem Paradiese. Lucifer führt Gott dem Schöpfer den Adam mit dem Ersuchen vor, er möge ihn mit seinen Nachkommen ebenso, wie ihm selbst geschehen, auf ewig verstoßen. Die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit treten auf und plaidiren wechselseitig. Die Gerechtigkeit begehrt ewige Strafdauer, die Barmherzigkeit nur zeitliche, schließlich bittet diese, Gott möge in seiner unendlichen Liebe Menschennatur annehmen und in dieser die Strafe für die Menschen büßen. Da entscheidet Gott Vater für Verstoßung des Menschenpaares aus dem Paradiese und für den Verlust der erblichen Gerechtigkeit, verheißt aber die von der Barmherzigkeit vorgeschlagene Versöhnung durch seinen Sohn. Mit der Menschwerdung Jesu beschäftigen sich die folgenden Auftritte. Einfach in der scenischen Durchführung, aber mit kräftiger Betonung des Genrehaften gestaltet sich das Spiel. Die realistischen Hirten sprechen die Volksmundart; an der Krippe des Christkindleins jedoch reden sie hochdeutsch, nur verfallen sie zuweilen wieder in den Dialect, so wenn sie ihre Gaben, darunter den echt schlesischen Kümmelequark, darbringen. Den Schluß bildet nicht wie in anderen Weihnachtspielen die Begegnung Methusalems mit dem Tode und des Greises frommes Ende, sondern hier trifft der Kindesmörder Herodes mit dem Tode zusammen, von dem er auch „erschossen“ wird. Das Spiel erinnert bereits an die Herodes- oder Dreikönigsspiele, die nach dem Feste der heiligen drei Könige aufgeführt wurden.

Wie in Deutschland im Allgemeinen die Mysterien in Weihnachts- und Osterspielen sich zweigten, so finden wir auch in unserem Schlesien Weihnachts- und Passionsspiele. An einem Tage in der Osterwoche wurde in Zuckmantel in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts regelmäßig, am Anfang unseres Jahrhunderts nur noch bisweilen von Bewohnern

Zuckmantels und Obergrunds die Leidensgeschichte Christi in derselben Weise wie noch heute in Oberammergau dargestellt. Das Spiel nahm in der Zuckmantler Pfarrkirche nach Anhörung der heiligen Messe den Anfang, und zwar wurde bis zur Kreuzigung gespielt, die Kreuzigung selbst fand auf dem in der Nähe der Stadt gelegenen Rochusberge statt, wohin sich das Volk, der Leidenszug an der Spitze, unter Abfingung von heiligen Liedern begab. Das Stück ist literarhistorisch bedeutsam und ein werthvoller Beitrag zur schlesischen Sittenkunde. Bei seiner Aufführung waren 92 Personen beschäftigt; es enthält 2484 Verse und zerfällt in 14 Auftritte. Der Text gehört in der vorhandenen Fassung nach Sprache und Versbau den ersten Decennien oder der Mitte des XVII. Jahrhunderts an. Doch ist anzunehmen, daß wir die Bearbeitung eines weit älteren Stückes vor uns haben. Daß die letzte Bearbeitung in Schlesien entstanden ist, dafür zeugen die in der Krämerscene und sonst vorkommenden echt schlesischen Dialectformen.

An die Darstellung der Leiden Christi schließt sich auch eine in derselben Gegend überlieferte Sitte an. Um an den Leiden des Erlösers gewissermaßen Antheil zu haben, ließen sich ehemals während der Osterzeit in Zuckmantel und Umgebung Männer des Volkes die Marterwerkzeuge Christi oder den Namen Jesu auf der Brust oder auf dem rechten Oberarm einägen, indem die Haut mit Stechnadeln gestochen, mit Zinnober und Gerbsäure überstrichen wurde. Nicht zufrieden damit, unterzog das Volk nach Art der Flagellanten in dieser Zeit den Körper der schmerzlichsten Züchtigung und ging dann processionsweise in die Rochuskirche, wo, wie noch jetzt, das heilige Grab aufgerichtet war.

Anlage von Haus und Hof. Die Dichte der Bevölkerung im westlichen Theile Schlesiens einerseits, Bodenform und Thalbildung andererseits bringen es mit sich, daß die Ortschaften sich eng aneinander schließen, so daß der Wanderer oft meilenweit ohne längere Unterbrechung von menschlichen Wohnungen sich umgeben sieht, wofür die zusammenhängenden Dörfer von Jägerndorf bis Hermannsstadt, von Niklasdorf bis Waldenburg, von Weidenau bis Gurschdorf und Steingrund mit ihren die Straße einsäumenden Häusern zeugen. Trotzdem findet es sich selten, daß zwei Häuser eng aneinander gebaut sind. Einzeln stehende, zerstreut liegende Hütten trifft man nur in dem höheren Gebirge.

Wenn auch in unserer Zeit die Häuser in günstiger gelegenen Ortschaften fast alle aus hartem Materiale erbaut sind, so gibt es doch noch Bauernhäuser im Schrot- und Fachbau ausgeführt, und zwar ist das eigentliche Wohnhaus aus Bohlen gezimmert, der Theil des Gehöftes aber mit den Stallungen besteht aus Fachwerk. Auch trifft man einige Häuser noch ganz im Fachbau mit Lehmausfüllung an; diese Bauart hält die Stube besonders warm und leistet bei Feuergefähr lange Widerstand. Meist haben die alten Bauernhäuser einen steinernen Grundbau, auf welchem die Wände aus Fachwerk oder aus quergelegten, an den Ecken durch Falzen verbundenen Schrotbalken sich erheben. Die Höhe

der Wände ist verhältnißmäßig gering. Dagegen übertrifft das steil ansteigende Dach die Mauerhöhe bisweilen fast um das Doppelte. Die Giebel sind ausnahmslos mit Brettern verschlagen, in denen Lichtluken von einfacher Gestalt eingeschnitten sind.

Der Bauernhof bildet gewöhnlich ein geschlossenes längliches Viereck. Die Größe der Höfe und Wohnhäuser richtet sich nach dem Umfang des dazu gehörigen Grundbesitzes. Die Anlage der alten schlesischen Bauernhöfe ist, obwohl sie im Einzelnen von einander



Wirtschaftsgebäude aus Böhmischdorf bei Freivaldbau (fränkischer Bau).

abweichen, der Hauptsache nach fast immer die gleiche. Die Mitte der Straßenfront nimmt das große, zweiflüglige Hofthor ein, dem zur Seite eine kleine einflüglige Pforte für Fußgänger sich befindet. Über dem Eingangsthor gegen die Straße hin ist in einer Nische gewöhnlich das Bild der heiligen Maria oder des heiligen Florian angebracht.

Links vom Thore steht das eigentliche Wohnhaus, in unmittelbarer Verbindung mit demselben der Pferde- und Kuhstall, welche mit dem Wohngebäude sozusagen ein Gebäude bilden. Über dem Kuhstall liegt der Heuboden, in den man vom Hofe aus auf einer

Leiter durch den „Heufaffer“ gelangt. Rechts vom Thore ist das Auszugshaus oder Ausgedinge, in welchem der alte Bauer sich zur Ruhe setzt, wenn er die Wirthschaft an den Sohn abgetreten oder verkauft hat. Dieses Ausgedinge mit dem daran sich anschließenden Schoppen bildet einen Theil der rechten Hofseite, deren ganze Länge von einem hohen Zaun begleitet wird, an dem mitunter die Düngergrube angelegt ist. Die vierte dem Hofthor gegenüberliegende Seite bildet die Scheune mit Tenne und Banfen. Hinter der Scheune liegen die Acker der Wirthschaft. Im Hofe befindet sich statt dieser auch die Pumpe, wohl im Garten ein Schöpfbrunnen, früher allgemein ein Schwengelbrunnen oder Radbrunnen.

Das Wohnhaus selbst ist meist stockhoch mit einem Giebelbach. Der Oberstock tritt bisweilen über das Erdgeschoß etwas heraus und im Giebel wiederholt sich dann derselbe Vorsprung. Das Erdgeschoß, in das der Eingang vom Hofe aus führt, besteht vor Allem aus dem durchs Wohngebäude hindurch gehenden „Hause“ oder Vorhause. In diesem bemerken wir zunächst die ruhige fensterlose Küche mit dem unter dem Schornstein angebrachten offenen Herd. Auch die Feuerung des Backofens hat hier ihre Stätte, wenn sich die Heizanlage nicht im Hofe oder im Garten in einem eigens dazu errichteten Backhäuschen befindet. In der vorderen Hälfte des Vorhauses führt eine Thür in die Wohnstube, an die sich eine schmale unheizbare Kammer, das „Stübel“, anschließt. Der Stubenthür gegenüber im Vorhause liegt die innere Thür zum Pferdestall. Außerdem führt aus dem Vorhause eine Treppe in den Oberstock. Unterhalb der Treppe befindet sich der durch eine Fallthür verschlossene Eingang in den Keller. Abgesperrt wird das Vorhaus vom Hof aus durch eine mit einem Querbalken verschlossene Thür; bei Tage steht diese offen und wird durch ein niedriges Gatter vertreten, welches bis zur unteren Hälfte des Thürpfostenraumes reicht und durch eine kunstlose Feder verschlossen ist.

Die Wohnstube, auch die des Großbauern, ist einfach eingerichtet. Der nicht weit von der Stubenthür auf einem Holzgestelle ruhende mächtige Ofen ist meist aus grün- oder gelbglafirten Kacheln hergestellt. Der Fußboden der Wohnstube ist im ersten Drittel um den Ofen herum mit Stein-, Ziegel- oder Schieferplatten belegt, mitunter auch roh, der übrige Theil gedeckt. Als Schmuck der weißgetünchten Wände befinden sich zu beiden Seiten des Crucifixes in der einen Stubenecke um den Tisch Heiligenbilder, einfache Erzeugnisse der Glasmalerei. Nie fehlt auch an der Wand in der Nähe der Thür der thönerne oder zinnerne Weihbrunnkessel. Auch eine Schwarzwälderuhr, der „Seiger“, mit bemaltem Zifferblatt ist in jeder noch so ärmlichen Stube zu finden. Das „Toppfrett“, ein im unteren Theile verschlossener, im oberen offener Schrank zur Aufbewahrung des Kochgeschirrs ist an der einen Thürseite befestigt. Zur Aufbewahrung des besseren Geschirrs, der Zinnkrüge, Porzellanteller zc. läuft unter der Decke des Zimmers an einer

Wandseite ein schmales, durch eine Stütze getragenes Brettchen, in dessen oberer Seite in bestimmten Zwischenräumen durch einen Langstab verbundene Sprossen sich erheben.

Die Zimmerdecke wird aus Brettern gebildet, die auf sechs bis acht Balken ruhen, welche von der Rippe oder dem Tram, einem starken Querbalken, getragen werden. In größeren Stuben, wie beim Großbauer, dem ehemaligen Freihöfer oder Freibauer, das heißt dem von Robot befreiten Bauern, auch in Wirthshausstuben, wird der Tram von einem starken Tragpfosten, der „Saule“, gestützt. Die Zwischenlücken über dem Tram und den Balken dienen als Aufbewahrungsort für mancherlei Geräthschaften und Handwerkszeug.

Steigen wir in den Oberstock des Bauernhauses. Dorthin führt, wie schon erwähnt, vom Vorhause aus eine hölzerne steile Treppe. Er theilt seinen Raum in die weite Treppenflur, in die Gesindekammer und in den Rauchfang. In der Treppenflur steht meist die Handmangel. Die Gesindekammer dient als Schlafstätte für das weibliche Gesinde, wenn dasselbe nicht im Kuhstall oder auf dem Backofen schläft. Die Läden der Knechte und Mägde stehen daselbst die Wände entlang. Ein Halbfenster, nach dem Hofraum hin angebracht, läßt das Tageslicht herein. In der guten Stube, einer Einrichtung der neueren Zeit, befinden sich die werthvolleren Sachen und Einrichtungsstücke des Hofbesizers, voran das Bild des Kaisers und der Kaiserin.

Vom Oberstock aus gelangt man über eine mit einer Fallthür durch ein Anlegeschloß versperrbare Stiege auf den Oberboden, der gegen die Straße zu von dem mit einer Öffnung versehenen Giebel des Hauses abgeschlossen wird. Auf diesem werden die Getreide-, Mehl- und Flachsorräthe aufbewahrt, aber auch Truhen, Läden, Spinnräder u. a. sind hier untergebracht.

An manchen Häusern befindet sich in der Höhe des Stockwerkes auf der Hofseite ein Geländergang, auf den man von der Treppenflur aus gelangt; er ist durch das seitlich weit ausladende Dach (Traufendach) vor Regen geschützt. Auch unterhalb dieser Altane ist der Hofraum erhöht und die Hausthür bisweilen mit einem hölzernen Vorbau versehen, in welchen eine Gatterthür führt; er hat den Namen Laube (Lébe).

Aus der Hausflur kommen wir in den Pferdestall. Dieser ist ein länglicher Raum mit einer zweiten Thür nach dem Hofe hin, welche mit einem Querbalken verschließbar ist. In diesem Stalle schlafen auf einem breiten, ziemlich hoch als Bettstätte angelegten Traggestelle, der „Krechze“, die männlichen Dienstboten. In dem mit demselben durch eine Thür verbundenen Kuhstall, aus dem ebenfalls eine zweite Thür in den Hof führt, befindet sich außer den zur Bewartung der Kühe nöthigen Geräthschaften die „Hühnerbühne“, ein Brettergerüst, zu dem die Hühner vom Hofe aus über eine „Steige“ durch eine Öffnung der Mauer Zutritt finden. Gedeckt war ehemals die ganze Hausanlage mit

Strohshauben; heutzutage besteht das Dach fast durchwegs aus Schieferplatten oder Ziegeln. Auf dem Dache wird in einem Gefäße der Donnerbart, die dem Donar heilige Hauswurz, gepflanzt zum Schutz gegen Blitzschlag und gegen Unglück überhaupt.

Das Ausgeding- oder Auszugshaus ist im Allgemeinen ebenso angelegt und eingerichtet wie das Bauernhaus, nur ist hier alles in kleinerem Maßstabe. Es hat kein Stockwerk, überhaupt nie mehr als zwei Wohnräume mit einem Gewölbe. Der an das Ausgedinge sich anschließende Schoppen ist an der Seite des Hofes ganz offen, nur Holzsäulen stützen das Dach. Er dient zur Aufbewahrung der Wagen und der Ackergeräthschaften. In seinem Dachraume findet auch ein Theil der Heu- und Strohvorräthe Aufnahme. Die Scheune ist entweder aus Fachwerk aufgeführt oder aus Schrotbalken gezimmert, das Dach mit Stroh gedeckt. Die Einfahrt kann von zwei Seiten vor sich gehen.

Während, wie wir gezeigt, das Bauernhaus mehrere Räume aufzuweisen hat, ist die ganze Anlage des „Gärtlerhauses“ viel einfacher. Die Gärtlerstelle umfaßt in der Regel nur ein Gebäude, das in der Straßenfront die Wohnung enthält. Unmittelbar daran schließt sich der Kuhstall und an diesen die kleine Scheune.

Noch beschränkter ist der Häusler in seinem Hause; er besitzt außer den für ihn und und einen Mann knapp zureichenden zwei Wohnräumen, die bisweilen nur zur Noth vor den empfindlichsten Einwirkungen der Kälte, Nässe und Stürme Schutz gewähren, wenn es gut geht, noch einen Stall für eine Kuh und eine Ziege.

Spuren architektonischer Schönheiten in und an diesen alten Gebäuden gibt es nicht, es wäre denn, daß die Rücklehne der Schemel, die Geländer und Säulen der Altane, einigen Sinn für eine gefällige Form verrathen. Die Läden, womit die kleinen Fenster geschlossen werden, sowie jene Läden, welche zur Aufbewahrung von Kleidern und Wäsche dienen, weisen die einzigen in unserem Hause vorkommenden Maleranfänge auf. Man gebraucht hierzu grelle Farben, besonders roth und blau. Im Übrigen trägt an den Gebäuden Alles den Stempel der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit.

Ein wichtiger Theil des Bauernhofes ist schließlich ein seiner Größe entsprechender Garten. Bei größeren Grundbesitzern theilt er sich in den Obstgarten, zugleich Grasgarten, in den Gemüsegarten und in den Blumengarten. Der erstere namentlich ist dem Besitzer ans Herz gewachsen. Besonderen Werth legt man dem gebackenen Obste bei. Es ist erstaunlich, welche Obstvorräthe man auf dem Boden des schlesischen Landwirthes oft angehäuft findet. Läden und Truhen sind damit angefüllt, so daß durchs ganze Haus der eigenthümliche Geruch des Backobstes zieht. Diese Vorräthe sind neben den Vorräthen an Leinwand und Flachs der Stolz der Hausfrau und zeugen von der Wohlhabenheit des Hauses.

In der Nähe des Obstgartens finden wir den Gemüsegarten. An diesen schließt sich der Blumengarten an, doch ist dieser häufig abge sondert an der Giebelseite des Hauses,



Bauer und Bäuerin aus der Freiwaldauer Gegend.

welche der Straße zugekehrt liegt. Er fehlt selten bei der Hütte der Armen, nie bei dem wohnlichen Hause des reicheren Bauern.

Wenn auch seit den letzten Decennien das Haus des schlesischen Bauern, selbst in höher gelegenen Gebirgsdörfern, im Ziegel- oder Steinbau aufgeführt wird und auch in älteren Häusern in Folge von Zubauten und Änderungen das Alterthümliche oft nur noch spärlich durchlugt, so läßt sich doch an den noch vorhandenen alten Gehöften jene ursprüngliche Haus- und Hofanlage nachweisen, wie sie in Franken, Hessen, Thüringen zc. noch üblich ist.

Kleidertracht und Volkstypen. Die Kleidung des schlesischen deutschen Bauern hatte nie den Charakter einer Nationaltracht wie bei Polen, Ungarn, Russen, sondern stellte sich wie in anderen deutschen Landen als eine mehr oder weniger veraltete frühere Mode der höheren Stände dar.

Altmodisches oder, wie das Volk sagt, altfränkisches Wesen ist zur Zeit selbst in einsamen Gebirgsdörfern ausgestorben. Eine Ausnahme macht der Bauer der deutschen Sprachinsel Bielitz und der Colonistendörfer um diese Stadt. An seiner Tracht ist er sofort zu erkennen. Er trägt hochschäftige Kniestiefel und eine kurze dunkle Tuchjacke, um die er erforderlichen Falls einen langen dunklen Tuchmantel wirft. Den Kopf deckt ein spitzer Hut, scherzweise „Zuckerhut“ genannt. Er hat eine mäßig breite Krämpe und eine früher ziemlich hohe, jetzt stark gekürzte Kappe, geziert mit ansehnlichen Seidenquasten. Ältere Bäuerinnen tragen einen langen dunkelblauen oder schwarzen Tuchrock und eine eng anliegende, mit Vorten benährte Tuch- oder Sammtjacke, worüber auch wohl ein buntes Brusttuchlein geknüpft wird. Auf dem Kopfe der verheirateten Frau sitzt ein spitzengezierter weißer Kopfschmuck, unter dem Namen „Drach“ bekannt, in kleineren Dimensionen bei jüngeren Frauen, ziemlich aufgebauscht bei älteren. Dieses Kopfgebilde ist aus einem gestreiften weißen, gestickten Tuche sorgsam gefaltet und zusammengeknüpft, sitzt enganliegend schachtelartig auf dem Hinterhaupte und hat unterhalb der Ohren zwei horizontal abstehende Flügel und einen dreieckigen Zipfel.

Zur Probe von der Kleidertracht im westlichen Schlesien im dritten und vierten Decennium dieses Jahrhunderts sollen zwei Trachtenbilder hier beschrieben werden.

Das eine gehört dem Freiwaldauer Bezirk an; es ist ein seiner Zeit modern gekleideter Kleinstädter oder wohlhabender Dorfschulze. Seinen Staat bilden der dreispitzige Hut, die langschößige Weste, die bis über die Knie reichende Sammt- oder Manchesterhose und die weißseidenen, auch baumwollgestrickten Strümpfe. Die Schuhe zieren große Silberschnallen. Der Rock aus lichtblauem Tuche hat einen schmalen Stehkragen, keine Brustaufschläge. Das Futter des Rockes ist hellroth. Die Ärmel haben große Aufschläge, welche auf der Oberseite Knöpfe tragen. Die Aufschläge der Seitentaschen laufen um die ganze Hüfte herum; sie sind beschnürt. Etwas unterhalb der Taschenöffnung befinden sich ebenfalls wie bei den Ärmelaufschlägen und an den Schößen und an der Brust Bierknöpfe aus Messing oder Silber. Die Halsbinde ist von Seide, die Zipfel derselben hängen wohlgeordnet herab. In der Hand hält derselbe ein stattliches spanisches Rohr. So geht er zur Kirche oder zu irgend einer Festlichkeit.

Ein anderes Bild geben wir in einer wohlhabenden Bäuerin aus der Gegend von Sägerndorf und Obbersdorf. Die Schürze ist schmaler, als es gegenwärtig gewöhnlich der Fall ist. Die violette Jacke gleicht mit einigen Abweichungen dem früher gern getragenen





Bauer aus der Umgebung von Bielsitz.

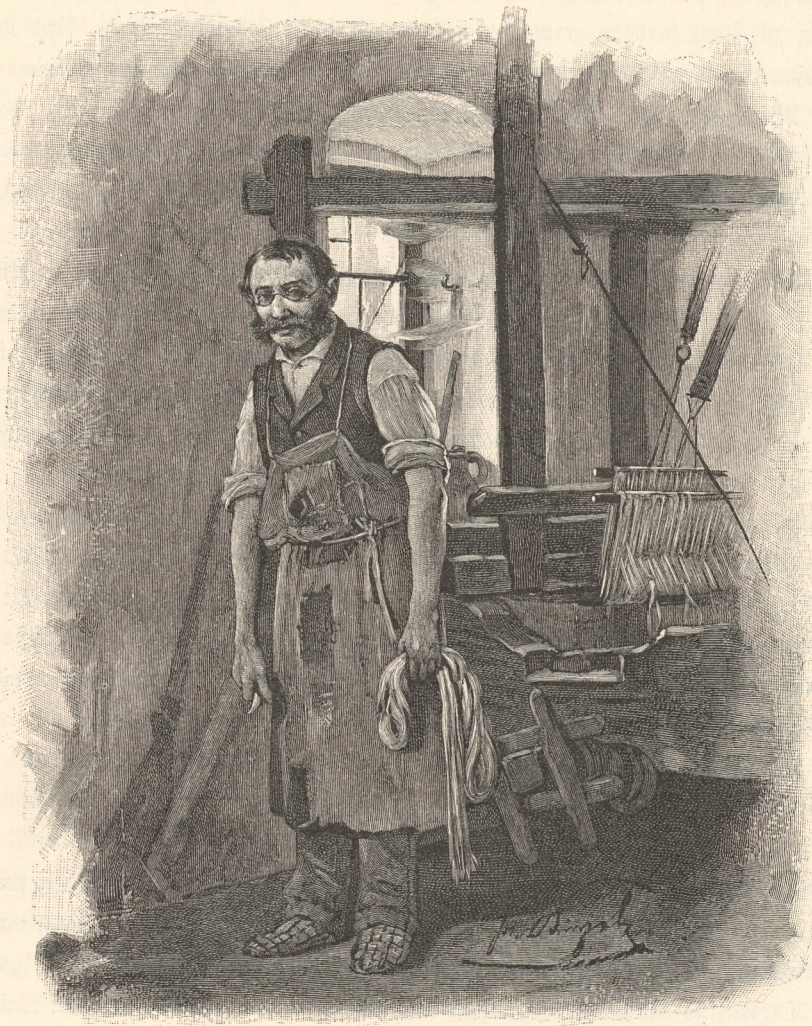
Spenser; doch fehlen Puffärmel und die Stelle der Knöpfe über der Brust vertreten Maschen. Um das Handgelenk hat die Jacke einen krausenartigen Besatz. Von dem ihr eigenen, bis an die Brust reichenden Kollerfragen wird sie Kollerjacke genannt. Das weiße Tuch quillt reinlich und nett aus der ausgeschnittenen Jacke. Vom Korallenhalsbande fällt glitzernd das Kreuzchen auf die weiße Brust. Der Hintertheil der Haube ist turbanartig aus

nach zwei verschiedenen Richtungen geripptem Goldbrocate gefertigt. Rückwärts in der Mitte der Haube ist ein Knopf angenäht. In dem Nackentheil derselben ist eine Masche aus weißem Bande angebracht. Auch fallen zwei Bänder über den Rücken hinab. Das Gesicht selbst rahmt ein reicher Spitzenbesatz ein, welcher sich gegen die Wangen lappenartig erweitert; die Spitzen sind gefältelt. So war der Sonntagsstaat unserer schlesischen Mütter noch vor einigen Jahrzehnten.

Manche charakteristische Tracht, sowie manche interessante Gestalt aus dem Volksleben will im Alles nivellirenden Strome der Zeit, manche auch schon aus dem Gedächtniß der gegenwärtig Lebenden verschwinden, die werth erscheint, im Gedächtniß der späteren Zeit fortzuleben. Sind ja doch auch die Verhältnisse des Lebens, Erwerb und Beschäftigung in unserem Lande in fortwährender Wandlung begriffen und mancher Zweig durch die Alles umgestaltende Dampfkraft in dem Arbeitshaufe und auf dem Verkehrswege im Verschwinden. So ist wohl kein Artikel Schlesiens in der Welt so bekannt als die vortreffliche schlesische Leinwand. In mancher Bauernwirthschaft wird zu der Leinwand, die während des Jahres benötigt wird, das Garn von den Hausgenossen selbst gesponnen. Ehedem war die Kunst des Spinnens für jedes Landmädchen eine Ehrensache und auf dem „Brautfuder“ der vermöglichen Bauerntochter prangte unter den übrigen besseren Einrichtungstücken zu oberst ein zierlich gearbeitetes Spinnrädchen. Auch das Garn wurde früher meist von der Hausfrau selbst gewoben und gebleicht. Mit diesem Industriezweige hängt auch eine Gestalt in unserem Volksleben zusammen, der schlesische Leineweber, wie er in der durch die Fabriksindustrie immer mehr in den Hintergrund tretenden Hausindustrie dieses Textilzweiges da und dort sich noch immer erhält. Der Betrieb dieser Waaren wurde früher allgemein und wird auch heute noch zu einem kleinen Theile durch den wandernden Krämer vermittelt, der aus den dicht bewölkerten Dörfern Liebenthal, Arnoldsdorf, Petersdorf, Hennesdorf, Johannisthal u. nach auswärts auf Erwerb auszieht. In seinem mit einem grünen, zum Schutz gegen Regen mit Ölfarbe angestrichenen Leinwanddach überspannten Wagen, der mit Leinwand- und Baumwollwaaren bepackt ist, durchzieht er weite Strecken Schlesiens bis nach Mähren hinunter, während sein Weib, den „Pinsel“ auf dem Rücken, die verschiedenen Verkaufsartikel in den näher gelegenen Ortschaften von Haus zu Haus feilbietet. Nicht selten fahren Mann und Weib mit ihrem Wagen, der ihnen zugleich als Schlafstätte dient, in die weitere Ferne, während die Kinder bei Verwandten bleiben oder zu Fremden in Pflege gegeben werden. Seit einiger Zeit sieht man diese Hausirerwagen seltener die Straßen des Landes dahinziehen.

Eine andere charakteristische Figur unseres Volkslebens, dem Verkehr in und außer dem Lande dienend, hat unsere Zeit der Eisenbahnen schon hinweggefegt. Es ist der Großfuhrmann, der, ehe noch die Eisenbahn das Land durchkreuzte, die Verfrachtung der

Producte der Landwirthschaft und der Industrie besorgte. Eine wetterfeste knorrige Gestalt im blauen Kittel, mit einem rothgeblünten Tuche um den Hals, die roth und weiß gestreifte Zipfelmütze, die von einem schwarzen Filzhut theilweise verdeckt wurde, auf dem Kopfe, die Peitsche in der Hand, schritt er neben seinen Pferden mit bedächtigen Schritt die



Leineweber.

staubige Straße dahin. Die Herbergen an der Fahrstraße waren seine Heimat, die ausdauernden Gebirgspferde, deren Kummer allerhand bunter Tand, ein rothes Tuch, Messingplatten zc. schmückte, seine Freunde. Zwei andere eigenthümliche Gestalten des schlesischen Volkslebens hängen gleichfalls mit der landesüblichen Beschäftigung der

Schlesien.

Bevölkerung zusammen. Die reichen Waldungen des Landes gewähren den Gebirgsdörfern, die dem Walde näher liegen, mannigfache Beschäftigung. Schon die Gewinnung des Holzes beschäftigt zahlreiche Bewohner. Die Holzschläger, die gleich Waldbewohnern die ganze Woche hindurch in den höher gelegenen Waldungen zubringen und nur des Sonntags ihre Familien sehen, sowie die Holzrücker, die auf geradezu gefahrvolle Weise das Holz zu Thal fördern, erwerben sich damit ihren Lebensunterhalt. Und wie viele Leute leben von der Verwerthung des Holzes! Aus den Zapfen der Nadelbäume werden zierliche Nippfachen, wie Körbchen, Zündhölzchenbehälter, angefertigt; die harzreiche Kiefer liefert dem Kienrußhändler das Rohmaterial. Die Tracht des Kienrußherumträgers, des „Käfelsrömjungen“, ist heute im Lande nicht mehr anzutreffen. Doch wollen wir die originelle Figur desselben hier festhalten. Der Knabe, im Alter bis zu sechzehn Jahren, trägt eine schwarze, schildlose Kappe oder eine Zipselmütze, eine blaue Tuchjacke von gewöhnlichem Arbeitsjackenschnitt, schwarze Lederhosen, an den Knöcheln gebunden. Dicksohlige, mit Absätzen versehene, bis an die Knöchel reichende Schuhe bekleiden die Füße. Auf dem Rücken und in der Hand trägt er die Kienrußfäßchen, längliche Fäßchen, deren obere Öffnung mit einem Fleckchen bedeckt wird, über welches ein Leinwandstreifen geschoben ist.

Die meisten Eigenthümlichkeiten in Tracht und Kleidung sind durch den Einfluß, den das hochentwickelte Verkehrsleben als gewaltige nivellirende Macht auch in unserem Lande übt, gänzlich verschwunden. Solche waren besonderer Schmuck und Kleiderstaat bei Hochzeiten, Tauffeierlichkeiten und Begräbnissen, von denen nur noch Großvater und Großmutter den horchenden Enkeln erzählen. Wo sich solche Hochzeitstrachten noch finden, geben sie eine Vorstellung altschlesischer Tracht.

### Dialect der Deutschen.

Mannigfaltigkeit liegt im Charakter jeder deutschen Mundart. Selbst in unserem kleinen Lande, in welchem ausschließlich der schlesische Dialect herrscht, begegnet man, namentlich hinsichtlich der Vocalfärbung, von Dorf zu Dorf lautlichen Verschiedenheiten. Zwei mundartliche Typen sind besonders auffallend. Die Bewohner des Flachlandes um Weißwasser, der nordwestlichsten Ecke Schlesiens, um Zauernig, Weidenau und Zuckmantel, begünstigen infolge tieferen Kehlkopfstandes und mäßig zurückgezogener Lage des Zungenkörpers die tieferen Laute o, u, neigen zu überlanger Dehnung und zur Diphthongirung der Vocale. Ihre Sprache klingt daher wie die in der größeren, im Osten des Landes gelegenen Sprachinsel um Bielitz dumpfer und breiter. Dagegen ist der Dialect im Berglande, um Freiwaldau, Würbenthal, Freudenthal, sowie im Oppalande weit schärfer, die specifisch schlesischen

Kürzen treten charakteristischer hervor, der Accent herrscht über den Circumflex, die helleren Vocale, namentlich i, über die dumpferen. Alles deutet auf höheren Kehlkopfstand und eine vorherrschend dorsale Articulation der Vorderzunge. Damit hängt auch die durchgreifende Mouillirung zusammen, welche oft ganze Consonantengruppen erfasst und der Sprache neben einem ausgesprochenen musikalischen Charakter größere Weichheit verleiht.

Trotz dieser Verschiedenheiten weisen doch die Laut- und Formenverhältnisse so viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten auf, daß man berechtigt ist, diese sprachliche Mannigfaltigkeit unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu betrachten und an einer gemeinschlesischen Mundart festzuhalten. Gegenüber anderen Dialecten ist zunächst das langsame Redetempo so charakteristisch, daß man selbst den gebildeten Schlesier in ganz Deutschland an seiner gemüthlich breiten Aussprache erkennt.

Bezeichnend sind ferner die Accent- und Tonverhältnisse. Nicht als ob, wie behauptet wurde, dem schlesischen Hochton ein geringeres absolutes Maß der Verstärkung zukäme, vielmehr knüpft sich an die expiratorischen Accente bei einfachen zweisilbigen Wörtern ein die ganze Mundart durchdringendes musikalisches Verhältniß, nach welchem der Stimmton der Wurzelsilbe etwa um eine Terz höher liegt als jener der Affixsilben. Um dieses dreistufige Intervall zu deutlicher Auffassung des Gehörs zu bringen, begünstigt die Mundart in der zweiten Silbe Vocale mit größerer Tonfülle; so werden geschwächte Endungen wie die des Mittelwortes auf „end“ durch klangvollere ersetzt — für brennend: brinig, für glühend: glinig zc. Hiermit hängt unter anderem auch der durchgreifende Ersatz der neuhochdeutschen Endsilbe en durch jenes helle a zusammen, welches Friedrich dem Großen so gefallen hat, daß er daran gedacht haben soll, das farblose e der Schriftsprache ganz abzuschaffen. Während im einfachen Worte die Tonverhältnisse maßgebend sind, tritt in Zusammenstellungen der expiratorische Accent so stark in seine Rechte, daß die zweite Componente häufig ihres Wurzelvocals verlustig wird: Senwet = Sonnabend, und selbst bei zweisilbigen Grundworten nur eine Liquida als Silbenbildner übrig bleibt: Ärpl = Erdäpfel.

Die Consonanten befinden sich auf der hochdeutschen Lautstufe. Nur in den abgelegensten Gegenden findet man bei alten Leuten noch versprengte Reste niederdeutschen Standes. So hört man in der Sprachinsel um Bielefeld statt des z die unverschobene Tenuis t in „ctta“ = jetzt, in „gefott“ für das gewöhnlichere „gefotzt“ = gesetzt, während der niederdeutsche Übergang des ch in k bei nokwr = Nachbar, valka = Beilchen allgemein ist. Dem bairisch-österreichischen Dialect gegenüber zeichnet sich der schlesische durch scharfe Unterscheidung von Tenuis und Media aus; in einer Reihe von Worten mit anlautender Labialis oder Dentalis bewahrt er sogar gegenüber neuhochdeutscher Media die alte Tenuis: Puckel, tumm; umgekehrt steht d für t in doll, Dromml u. a. In der Gutturalreihe findet sich diese Erscheinung außer vor t: gefakt, gelekt, in welchem Falle

der Laut meist ganz ausgestoßen wird: geset, gelet, nur ausnahmsweise, namentlich in *lag'a* = gegen. Im Inlaute geht *b* häufig in die Spirans über: *lawa* = leben, vereinzelt auch umgekehrt *w* in *b*: *Vorbrik* (Vorwerk). *Pf* wird im Anlaute regelmäßig zu *f*: *farđ* = Pferd, im In- und Auslaute meist zu *p*: *Dppl*, *Rđp*. Auf *t* wirkt vorangehendes *l* fast immer erweichend: *halba* = halten, oft auch *n*: *hender* = hinter; in der Gegend um *Sauernig* wird in diesem Falle die Dentalis syncopirt: *håla*. Lautverdichtungen treten ein bei *h*: *sich* = *sieh*, *hecher* = *höher*, bei *sch* nach *l* und *n*: *foltsch* = falsch, sowie endlich bei *s*, welches nicht nur in den dem Schriftdeutschen eigenen Fällen, sondern auch nach *r* und öfter sogar nach *p* zu *sch* wird. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht naturgemäß in der Articulation der Liquiden. *R* geht nach Vocalen, besonders unter dem Einfluß des Hauptaccents oft in dem Stimmtone seines Nachbars unter, wobei es häufig die Veranlassung zur Diphthongirung wird: *wuot* = Wort. Der Wechsel mit *s*: *verliesen* = verlieren ist nur noch selten. *L* erhält sich im Flachlande rein, in Gebirgsgegenden aber nimmt es den palatalen Laut des polnischen *l* an und geht manchmal selbst in einen Vocal über, so daß wir die Reihen erhalten: *Walt*, *Wakt*, *Waut*; *zëimlich*, *zeimlich*, *zeimoich*.

Eine große selbsterhaltende Kraft hat das *m*, welches sich in einer Reihe von Beispielen aus älterem Lautstande ebenso erhalten hat wie die Lautverbindung *mp*: *Födem* = *Faden*, *Båsem* = *Besen*; *krump* = *krumm*. *N* geht wie fast in allen Mundarten vor Labialen in *m* über: *femf* = *fünf*; in der Lautverbindung *nd* erweicht es sich im Gebirge zu *nd*: *Huånd*, *Kiånd*. Der Consonantenstand der Mundart erhält endlich durch zahlreiche Ausstößungen und Einschiebungen einen vom Neuhochdeutschen verschiedenen Charakter. So neigen namentlich bei einsilbigen Wörtern zum Abfall *b*: *ho* = *habe*, *gal* = *gelb*, *gëi* = *gib*, *blain* = *bleiben*, *gett* = *gibt*, *hesch* = *hübsch*, dann *ch* in *glai*, *au* = *auch*, endlich *n* außer in der Infinitivendung in: *mai*, *vo*, *na*, *nå* (*nein*) und selbst im Inlaute bei der Bildungssilbe *ing*: *Sperlik*, *Jünglik*. Nach Liquiden und *ch* erscheinen öfter euphonische Einschiebungen aus der Dentalreihe: *rendlich* = *reinlich*, *drnóchtan* = *darnach*; „*schont*“, „*Teppicht*“ hört man auch in den Städten. Unorganisch ist ferner *h*: vor anlautendem *a*: *har* = *er*, besonders in der Bildungssilbe *at* = *ent*: *hatlåsa* = *entlaufen*, dann *n* in: *genung*, *Brinkl*, *nender* = *näher*, *beiner* = *bei ihr*, während das Schlesiſche umgekehrt das unorganische *n* in *Mò* = *Mohn* nicht kennt.

In erdrückender Mannigfaltigkeit treten die Vocale auf. Aber das abfällige Urtheil, sie wären mechanische Gebilde ohne geistige Begründung und geschichtliches Leben, kann sich nur auf die unter dem mächtigeren Einflusse des Schriftdeutschen stehenden Städte beziehen. Bei den dörflichen Dialecten geht im Allgemeinen der Proceß dahin, daß jeder alte Vocal der Reihe *i*, *e*, *a*, *o* in der Mundart zu einem Laute mit nächst tieferem Eigentone zurückfällt, während *u* im Flachlande gewöhnlich zu *o* wird, im Gebirge hingegen in die

I-Reihe übertritt. Die Consonantenumgebung fördert oder hemmt nun diesen spontanen Lautwandel in verschiedener Weise, namentlich hat nachfolgendes r die Eigenschaft, seinen Nachbarlaut zu den beiden äußersten Grenzen der Vocallinie, zu i und u, zu drängen. Altes i hat sich vor einfacher Consonanz zu ei entwickelt, vor doppelter ist es zu offenem e geworden. Dieser schon dem Alttschlesischen eigenthümliche Vocal wird aber im Oppalande bei nachfolgendem n mit Verschußlaut wieder zu i erhöht, also neben Rind: Kind, neben Wend = Wind. Auch ursprüngliche ü, uu, üe sind diesem Wandel unterworfen: enſr aus ünſer, ech = euch, Becher = Bücher, wenn auch im Gebirge das hellere i vorherrscht. Während sich tonlanges E unter dem Einflusse des Niederdeutschen zu I erhöht: ſir = sehr, winſ = wenig, oder vor l und n zu einem Diphthong ei entwickelt hat, ſinken, wo nicht l, namentlich palatales, den Laut festhält, fast alle aus altariſchem a abgepaltenen e zu a herab: Fädr = Feder, aber: Welt. Kurzes a hat sich vor Gutturalen und vor n mit nachfolgendem Dental- oder Gutturalverſchuß erhalten: Acker, Hant. Sonst durchläuft es wie das tonlange a die U-Reihe über o ſogar zu ou und u, wobei nachfolgendes r wieder die weiteste Verſchiebung bewirkt: Fär = Fahr. Die größte Energie beweist kurzes o, welches sich vor ch, ck und pp bewahrt hat; nur nach erfolgter Dehnung ist es demselben Proceſſe wie das ursprüngliche lange o verfallen und wird entweder zu ou oder äu: foup: käup, brout: bräut, oder vor l und r ſogar zu ü: urn = Ohr, hulle = holen. Für den Verlust der ursprünglichen I-Laute ſchafft der Sprachproceß mannigfachen Erſatz; ſo geht der Umlaut ü in einfaches i über, aber auch u wird, wo es nicht zu o zurückſinkt, auf verschiedene Weise mit einem I-Klange verſetzt; vor r tönt dann gewöhnlich ein dumpfes i, vor der im Gebirge mouillirten Verbindung nd hört man einen Diphthong ui: gefüint, der vor t völlig ausgebildet ist: Pwitter = Butter, und bei welchem der zweite Laut in einzelnen Dörfern ſo charakteriſtiſch auftritt, daß sich der erste fast ganz verflüchtigt: Pitter. Die dörflichen Dialecte unterſcheiden meist zwischen ursprünglichem ei und dem unter baieriſchem Einflusse aus mittelhochdeuſch i hervorgegangenen. Dieſes wird im Hochtone zu ei diphthongirt, während es im Tieftone über die Kürze zu reducirtem e fortſchreitet, wofür im Auslaute ſogar jenes mit der Infinitivendung gleichtönende a tritt: Techla = Tüchlein. Das alte ei hingegen lautet ai und wird bei acuter Accentuation zu â monophthongirt, wobei der nachfolgende Consonant durch Mouillirung die Function des i übernimmt: Stâin, Stân. In Westſchleſien ſchiebt sich dieſes ai, wo nicht nachfolgende Dentalis hinderlich ist, in das zwischen beiden Componenten liegende ä zuſammen und hat ſo um sich gegriffen, daß es, namentlich in den Städten, auch Stellvertreter für den jüngeren Diphthong geworden ist: Stân, Zät; Klâit = Kleid. Für mittelhochdeuſches ou tritt au mit der Neigung zur Monophthongirung in a und uo ein: Baum, Bâm, Buom. Charakteriſtiſch ſind die prägnanten Kürzen i, u als Stellvertreter für die unechten

Diphthonge ie und uo: fricha, flissa = fließen, Buch = mittelhochdeutsch buoch, ruffa = ruofen. Der Umlaut ist in vielen Fällen zurückgezogen, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß die Mundart gegen denselben eine besondere Abneigung hätte.

Der Dialect verfügt über einen reichen Wortschatz. Altgermanische, sonst ausgestorbene Wurzeln haben sich in einzelne Redensarten geflüchtet. So ist mittelhochdeutsch vërch = Leben (vërchbluot) erhalten in: „sëch di Bärchöder verrañka“, womit eine innere tödtliche Verletzung bezeichnet wird. Urbern = geräuschvoll geschäftig sein geht auf mittelhochdeutsch: urborn zurück, urschen = vergeuden auf gothisch: usitan. Viele Wörter kommen in einer Reihe von Nebenformen vor, mit welchen den Bedeutungen in einzelnen Localen abweichende Färbungen ertheilt werden. Selbst die Bezeichnungen für gewöhnliche Dinge sind mitunter verschiedenen Wurzeln entnommen, wie z. B. im nordwestlichen Theile des Landes statt „Wald“ ausnahmslos Boisch = Busch in Verwendung steht. Gegenüber andern Dialecten hat das Schlesiische den Unterschied zwischen starker und schwacher Conjugation viel treuer festgehalten. Das starke Imperfect des Indicativs ist selbst da bewahrt, wo es im Hochdeutschen längst erloschen ist: boll, gebollen von bellen. Die Ablautsreihen treten, wenn auch durch den gesetzmäßigen Vocalwandel verändert, klar und deutlich hervor. Dabei begegnen alte Formen wie: ich tór (mittelhochdeutsch türren) für dürfen, dann der Imperativ bëi = sei, welcher so eingebürgert ist, daß sich auch der Städter ein: „bin so gut“ leicht entschlüpfen läßt.

Bei der Declination des Substantivums herrscht Verwirrung wie im Schriftdeutschen, aber die starke Genitiv- und Dativendung haftet im Sprachbewußtsein. Viele Worte, namentlich die Masculina, vermeiden den Umlaut, bei andern, wie z. B. bei Täge, ist er gegen den allgemeinen Gebrauch eingedrungen. Charakteristisch ist für das Schlesiische das mit den Betonungsverhältnissen im Zusammenhang stehende Festhalten an dem Flexions-e der schwachen Masculina: der Dohse, Bäre u. s. w. Das Geschlecht weicht öfter vom Schriftdeutschen ab. Männlich werden gebraucht: Binn = Biene, Fön = Fahne, Ern = Erde; weiblich: die Bäch, die Schöß, die Hün; sächlich: das Dienst.

Das Adjectiv wird meist unfleclirt mit dem Substantiv verbunden: a schein Resla, a klein Brinkla. Bei nachdrücklichen Steigerungen treten zwischen den doppelt gesetzten Artikel die Wörter sehr, zu, gar: a sir a guttr Kalla = ein sehr guter Kerl. Andere, früher gangbare Eigenthümlichkeiten, wie der Gebrauch des „sich“ bei reflexiver Beziehung auf die erste Person der Mehrzahl und ähnliche, sind dem Einfluß der Schule fast ganz gewichen. Überhaupt hat das Schlesiische wegen seiner verhältnißmäßig geringen specifischen Unterschiede vom Schriftdeutschen zu wenig Widerstandskraft, um sich in einem betriebsamen, den Cultureinflüssen geöffneten Lande in seiner Eigenthümlichkeit und organischen Entwicklung auf die Dauer behaupten zu können.



## Slavisches Volksleben.

Wer ohne lange mühevollen Reisen das slavische Volk Schlesiens in allen seinen bunten Trachten an einem Tage kennen lernen will, dem sei der Besuch der reizend gelegenen Stadt Friedeck an einem Marienstage empfohlen. An diesem Tage trifft man in Friedeck ganze Schaaren von Lachen, Walachen und Goralen; denn Tausende von ihnen strömen aus Nah und Fern in Processionen her, um vor dem wunderthätigen Bilde der heiligen Jungfrau Maria ihre Andacht zu verrichten. Vor mehr als 200 Jahren wurde nämlich in Friedeck beim Lehmgraben von den Arbeitern die fertige Statue der heiligen Jungfrau gefunden und in die Pfarrkirche gebracht, über Nacht aber verschwand die Statue aus der Kirche und ist wieder an der Stelle gefunden worden, wo sie ursprünglich von den Arbeitern entdeckt wurde. Auch aus der Schloßkapelle entwich sie nach der Volksjage auf den ursprünglichen Fundort, woselbst daher zuerst eine Holzkapelle, später aber die gegenwärtige große Marienkirche erbaut wurde.

Unter den mannigfaltigen Trachten wendet sich unsere Aufmerksamkeit zuerst der malerischen und orginellen Tracht der Walachinen aus der Umgebung von Teschen zu. Die verheirateten Walachinen tragen ein gestricktes Häubchen, das auch den oberen Theil der Stirne bedeckt und knapp auf dem Haare anliegt. Das walachische Mädchen trägt dagegen den Zopf, der in hübschen starken Flechten über die Schultern herabfällt, am Ende mit einer langen bunten Masche zusammengeknüpft. Sowohl die Mädchen als auch die Frauen tragen kurze Röcke und lange Strümpfe. Der dunkelbraune Oberrock ist unten mit einem dunkelblauen, drei Finger breiten Bande gesäumt und vorn knapp unter dem Busen mit einem zierlich ausgeschnittenen gürtelähnlichen Mieder (zivotek) zusammengeknüpft. Auf das Mieder wird alle Sorgfalt verwendet, mitunter ist es mit Gold oder Silber gestickt. Am Mieder sind zwei dunkle Achselbänder befestigt, die ebenfalls reich gestickt oder tressirt sind, und diese bedecken zum Theil das weiße Oberhemdchen (kabotek), welches in zahlreichen Falten den üppigen Busen mit blendendem Weiß verhüllt. Das Hemdchen hat breite, nach oben zu einem gewaltigen Bausche aufgezugene Ärmel, welche nur bis zum Ellbogen gehen und den übrigen Theil des Armes unbedeckt lassen. Die Schürzen sind lang wie der Rock und in der Regel von heller oder sehr lebhafter Farbe und lichten Mustern, die Strümpfe weiß oder roth, die flinken kleinen Füße in leichte schwarze Schuhe gekleidet.

Sieht die Walachin mit den vielen gestärkten Röcken ein wenig breit aus, so ist die Erscheinung der Lachin etwas schwächtiger, denn ihr Rock reicht bis an die Schuhe. Sticht das blendende Weiß des Oberhemdchens der Walachin von dem goldbetrefften Mieder und dem dunklen Rocke vortheilhaft ab, so läßt das Schnürleibchen über dem Gewand

der Lachin aus der Friedecker Gegend die schönen Formen auch zur Geltung gelangen, mag auch das Kopftuch den üppigen Haarwuchs verhüllen. Die Modestoffe der Lachinnen sind zur Zeit vorwiegend aus dunkelblauem bedruckten Kattun, und während die Walachin elastisch und selbstbewußt einherschreitet, läßt sich in der Erscheinung der Lachin eine gewisse Bescheidenheit und Schüchternheit nicht verkennen.

Die Tracht der männlichen Walachen und Lachen ist nicht wesentlich verschieden. Unter dem „Kamizol“, einer kurzen schußlosen Jacke, tragen sie eine Weste (brucelek) aus dunklem, meist dunkelblauem Tuche. Hohe Stiefeln und ein nicht allzu breitkrämpiger Hut (kapelusz, klobuk), der sich nach oben wie eine Glocke abrundet, vervollständigen ihren Kleiderstaat. Im Winter tragen sie einen dunkelblauen Radmantel mit einem Doppelkragen, eine dunkle Hose, den Kopf schützt eine tiefsitzende Mütze. Leider beginnt die bisherige Tracht der Lachen zu schwinden, um der allgemeinen Kleidung Platz zu machen, welche durch den Zuzug von fremden Arbeitskräften in die in der Lachengegend gelegenen Kohlenbergwerke immer mehr Verbreitung findet.

Dagegen werden die Goralen, Bewohner des schlesischen Beskydengebirges, deren Sprache vorwiegend die polnische ist, wahrscheinlich noch Jahrhunderte lang schon aus dem einfachen Grunde ihrer alten Tracht treu bleiben, da die Herstellung derselben mit unbedeutenden Kosten verbunden ist und es selten in der Welt ein so armes Volk gibt, wie es die schlesischen Goralen leider thatsächlich sind.

Die frische Bergluft, die den Goralen im Gebirge umweht, kräftigt zwar seine Gesundheit und verleiht seinem Körper jene wunderbare Frische und Elasticität, welche den Meid des Flachländers erregt, aber außer dieser Bergluft und dem besten Gebirgswasser sind ihm wenige andere Genüsse der Welt vergönnt; der schlechte Boden in der gebirgigen Gegend macht die Speisefarte des Goralen zu einer sehr einfachen und monotonen: Milch und Erdäpfel oder Erdäpfel und Kraut. Oft vergehen Monate, während welcher in der Goralenhütte kein Kornbrot gesehen wurde (vom Fleisch wollen wir gar nicht reden) und dabei muß der Goral fleißig und anstrengend arbeiten. Es gibt wohl unter den Goralen auch einzelne Ausnahmen, und zwar bei den Grundwirthten, denen größere Complexe gehören. Dort steht man früh zwischen vier und fünf Uhr auf, die Männer besorgen Stall und Scheuer, die Mägde betreuen das Vieh und die Hausfrau kocht bis in die neunte Stunde das Frühstück, recte das Hauptmahl. In der zehnten Stunde erst tritt man an den großen Tisch, man speist Kraut und Erdäpfel aus monumentaler Schüssel, die unbewaffnete Linke wird der Kartoffel gerecht, die Rechte führt den Löffel zum Kraut. Mit gekochter Milch wird geschlossen. Mitunter glänzt im Wechsel des Küchenzettels zum ersten Gang ein kräftiger Gerstenferz — auch übergossene Erdäpfel. Sonntags, aber auch an diesem Tage nicht immer, steht Fleisch, meist Schweinefleisch, auf dem Menu. Mit Kraut und



Mädchen und Frauen aus der Teichener Gegend.

Erdäpfel wird begonnen, worauf Suppe folgt, dann reicht die Wirthin mit der Hand die Fleischrationen herum, welche man gerne als Nachtisch draußen im stillen Winkel mit Andacht genießt. Um drei Uhr kommt das Mittagessen: Reste des Frühstücks, selten warm, Milch und Kartoffeln, auch kalte Saubohnen mit Pflaumen. Das Nachtmahl (Milch und Erdäpfel) zwischen neun und zehn Uhr Abends wird warm genommen.

Der Goral ist Meister in mannigfachem Handwerk. Die einfache Beschuhung fertigt er sich spielend an, indem er ein Stück Schweinsleder zuschneidet und dann um den Fuß wickelt. Aus einem anderen Stück schneidet er Riemen, womit er das Leder an den Fuß befestigt, und der Schuster mag sich nach dem entgangenen Gewinn umsehen. Die goralische Beschuhung heißt *krpce*.

Die breite weiße Gattie aus Hausleinen befestigt der Goral mit einem Ledergurt, aus der Wolle seiner langwolligen Bergschafe fertigt er die „*gunia*“, einen dunkelbraunen, weiten Lodenrock, der ihm bis an die Kniee reicht. Die schwarze Schafwolle wird zu Hause auf altväterlicher Handkrage gekrämpelt, dann versponnen und ein benachbarter Weber erzeugt das Gewebe für geringe Entlohnung, wobei nach der „*Klaster*“ vermessen wird. Die *Gunia* ist auch das einzige Kleidungsstück, bei dem sich der Goral, was die Stickerei anbelangt, einigen Luxus gestattet. Den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger schwerer Filzhut, *strzechacz* genannt.

Die Goralin trägt einen anliegenden dunklen Faltenrock, klasterlange rothe Strümpfe, die man in dichte Falten zusammendrängt; der kleine Fuß ist in die bereits beschriebenen *krpce* eingeschnürt. Den Kopf bedeckt sie mit einem weißen Tüchel und darüber wirft sie ein langes weißes, bis an die Kniee reichendes Leintuch, welches fast die ganze Gestalt verhüllt. Wahrhaft reizend sind insbesondere die schönen Mädchen aus der Gegend von *Istebna* und *Weichsel*, deren schmucke Tracht sich vortheilhaft von der Tracht der übrigen Goralinen unterscheidet: kurze, in zahllose Falten gelegte Röckchen, kleine schmale Schürzen, rothe Strümpfe, ein eng anliegendes Hemdchen (*ciasnochka*) ohne Ärmel, welches bloß an Achselnähren getragen wird und über dem ein schneeweißes kurzes Oberhemdchen liegt. Nur kurz sei hier noch die alte Tracht der Bürger von *Friedeck* erwähnt, die durch bunte Farben auffällt. Diese im Absterben begriffene Tracht wird gegenwärtig nur von älteren Personen getragen als Erinnerung an „die ehemals besseren Zeiten“. Die schwarze „*zupica*“ (ein langer, eng anschließender Rock) ist verschnürt und mit zwei Reihen silberner Knöpfe besetzt. Die dunkelbraune ungarische Hose, die in *Gzizmen* steckt, der breite Gurt (*bruclik*) und die rothe Weste mit ihrer dichten Knopfreihe und gelb ausgenähten Knopflöchern lassen auf die Verwandtschaft mit den in Ungarn herrschenden Trachten schließen.

Auch die Tracht der Bürger von *Sablunkau* erinnert stark an die ungarische Volkstracht. Ein kurzer, dunkler, gesäumter Rock ohne Schöße, an dem silberne Knöpfe glänzen, mit einer daran gehängten schimmernden Kette, schmale blaue Hosen, ungarische *Gzizmen* und eine Pelzmütze: diesen Sonntagstaat legen die *Sablunkauer*, im *Teschuischen* auch *Sazken* genannt, nur bei feierlichen Anlässen an, zur Osterzeit bewachen sie in dieser Tracht das heilige Grab, die Hand mit einem Spieß bewehrt. Die Weiber der *Sazken*



Slavische Tracht aus der Umgebung von Teschen.

kleiden sich wie die Walachinen, jedoch mit der Abweichung, daß die Farbe des Bandes, welches den Saum des dunklen Rockes bildet, himmelblau ist und daß statt der Spitzenghauben auf ihren Köpfen Kronen prangen (karkula), welche mit schönen Stickereien versehen sind. Die Mädchen tragen Perlen um den Hals, die, obwohl nur von Glas, reizend zu



Alter Gorale (Hirte aus Istebna).

dem lebhaft geärbten Gesichtchen der jungen Tazkin stehen und ihrer Erscheinung eine gewisse Vornehmheit verleihen.

Die Jablunkauer durchziehen mit ihrer Leinwand alle Länder Europa's und erlernen verschiedene Sprachen. Im Teschnischen singt man von ihnen daher folgendes Liedchen:

Tazken gibts in Jablunkau,  
 Kennen jede Sprach' genau,  
 Wanderten mit Türken, Russen,  
 Endlich auch mit den Borussen.

Da sie wegen des von ihnen betriebenen Leinwandhandels einige Monate jährlich in der Fremde zubringen, entdeckte der Volkswitz, daß der jüngste Tag erst dann eintreten wird, wenn alle Jablunkauer zu Hause sind. Und da dieselben nach ihren Reisen immer freudig, sehr oft mit vollem Beutel in ihr liebes Jablunkau zurückkehren, behauptet der Volkswitz, wie von der mährischen Stadt Braunsberg, Jablunkau sei das Centrum der Welt.

Jedenfalls ist aber Jablunkau die Hauptstadt der schlesischen Goralen, wo sie ihr Vieh und die Erzeugnisse ihrer häuslichen Industrie auf den Markt bringen. Noch vor einigen Jahren, nämlich vor dem letzten großen Brande, der in dieser Stadt eine große Verheerung anrichtete, verliehen dem Ringplatze einige typische alte, in Häuserreihen stehende Holzhütten mit Lauben ein originelles Gepräge. Obwohl nach Goralenart erbaut, präsentirten sich dieselben mit den verschiedenen Verzierungen, die der Städter dazugethan, doch als anständige Bürgerhäuser.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch der Wohn-

häuser der Goralen (chalupa) gedenken. Der Goral baut sich seine Chalupa auf eigene Faust, ohne Baumeister und Maurer. Vorerst werden im Viereck vier große Steine und auf die Steine je ein Kreuzer gelegt (damit im zukünftigen Hause kein Geldmangel herrsche, welches Mittel leider keine Wirkung zu haben scheint), dann werden halbbehauene Baumstämme übereinandergefügt, ein hohes Dach darüber angebracht (damit der Schnee darauf nicht liegen bleibe) und das Wohnhaus ist fertig. Dabei vergißt der Goral absichtlich auf den Kamin, da „der Rauch die Krankheiten aus den Augen ziehe“. Das Zimmer



Junger Goral.

wird deshalb auch kurzlava (Rauchkammer) genannt, denn darin wirbelt von offener aufgemauerter Feuerstätte nach allen Richtungen der Rauch, um sich träge durch die Fugen und Löcher des hölzernen Gebäudes und des Strohdachs durchzuwinden. Vor einzelnen Wohnhäusern der wohlhabenden Goralen findet man für die Sommerzeit errichtete Lauben (podeicnek), deren Schindeldächer von dem Hausdach tief herabfallen, gerade so wie bei den meisten gemauerten Wohnhäusern der Walachen, welche letztere jedoch gewöhnlich mit zwei Zimmern, einer Küche und, was betont werden muß, immer mit einem Kamin versehen sind.

Unter den Goralen gibt es auch Spekulanten, welche übertragbare Chalupen erbauen und dieselben, wenn sich ein Käufer findet, auch in fremde Gemeinden verkaufen. Doch dies ist eine Nebenbeschäftigung, die nur ausnahmsweise plaggreift. Die Hauptbeschäftigung der Goralenfamilie ist die Bewirthschaftung des wenig erträglichen Bodens und die Bergweide (Salasch).

Die Salaschwirthschaft der schlesischen Goralen und die romanischen Benennungen der hierbei verwendeten Personen und Sachen unterlassen wir näher zu erörtern, da hier dieselben Einrichtungen und Verhältnisse bestehen, wie bei dem mährischen Gebirgsstamme der Walachen und bei den oberungarischen Slovaken und galizischen Goralen. Auch die in Rumänien übliche slavische Benennung Wojewoda (Heerführer) ist in Schlesien nicht fremd. Solche Wojewoden, welche zu Gericht saßen über die Hirten, denen durch Unvorsichtigkeit Schafe verloren gingen, und welche auch über andere Rechtsstreitigkeiten unter den Eigenthümern des den Gebirgen anvertrauten Viehes zu entscheiden hatten, bestanden in Lomna, Mosty, Bystřiz bei Jablunkau, in Cameral=Ellgoth und im Gebiete des Friedeck'schen Gebirges.

Ähnlich wie die Behausungen der Goralen im Gebirge, liegen die walachischen Wohnhäuser des Teschener Hügellandes zerstreut und von einander entfernt. Die Gemeinde Haslach zum Beispiel, welche blos 154 Häuser mit 1200 Einwohnern zählt, ist mit ihren Wohnhäusern nach allen Richtungen derart ausgebreitet, daß ein Bettler, der von Haus zu Haus die ganze Gemeinde durchwandern wollte, in einem Tag nicht fertig wäre. Die Wohnhäuser der Lachen dagegen liegen gewöhnlich entweder nebeneinander oder doch mehr oder weniger zusammenhängend.

Allen drei Stämmen, sowohl den Lachen, als auch den Walachen und Goralen sind viele Familienverhältnisse, Volksansichten, Sitten, Bräuche, Sagen, Lieder und Tänze gemeinschaftlich, wenn auch hier und da kleine Unterschiede vorkommen. In vielfacher Beziehung lehnt sich der slavische Schlesier hierin an seine Connationalen in Mähren oder Galizien oder an beide an, deren Bindeglied er auch geographisch darstellt.

In ihrer Häuslichkeit sind die slavischen Schlesierinnen gute und sparsame Wirthinnen, sie halten auf Ordnung und Reinlichkeit, und insbesondere die wohlhabenden





Alter Jagel.

Bauern in der Troppauer und Königsberger Gegend, sowie die der nächsten Umgebung von Teschen trachten das Innere ihrer Behausungen nach kleinstädtischem Muster einzurichten.

Zur Taufe im Teschnischen trägt gewöhnlich den Täufling die Hebamme, die Patzin (potka) trägt dagegen einen großen Striezel (sztrucla), den sie von den Eltern des Neugeborenen zum Geschenk erhielt als Gegengabe für das von ihr dem Kinde gegebene Angebinde (wieżone, vázané). Beide Weiber haben bei diesem feierlichen

Anlaß den Kopf mit einem langen weißen Tuche bedeckt und den Oberkörper in ein anderes weißes Umschlagtuch (obrus) nach Art eines Shawls verhüllt. Nach der Taufe folgt der Taufschmaus.

Die Hochzeit wird mit vielem Prunke gefeiert. Die vielen Förmlichkeiten, die vor der Abfahrt des Brautpaares in die Kirche sich abspielen, der Hochzeitschmaus und die Ceremonien, unter welchen der weinenden Braut die jungfräuliche Bierde unter Klängen melancholischer Lieder vom Haupt abgenommen und das Häubchen zum erstenmale aufgesetzt wird (czepenie, čepeni), alles dies wird hier nicht ausführlich geschildert, da dieselben Feierlichkeiten bis auf geringe Abweichungen und Variationen auch bei den mährischen Walachen und den galizischen Polen üblich sind. Nur kurz sei erwähnt, daß im Teschnischen der Bräutigam am Hochzeitstage einen grünweißen, der Brautführer einen rothgoldenen Strauß aus künstlichen Blumen mit Glitterwerk und Bandschleifen auf den Hut zu stecken pflegen, während die Braut einen grünen Kranz mit weißen künstlichen Blumen, die Brautjungfer ebenfalls einen solchen Kranz, jedoch mit rothen Blumen in die Haare schlingt.

Das Begräbniß einer ledigen Jazkin in Jablunkau ist auch für einen Fremden rührend. Traurig und langsam bewegt sich der Leichenzug zum Friedhof. Neben dem Sarge, den Jünglinge tragen, schreiten auf beiden Seiten die besten Freundinnen der Entschlafenen mit brennenden Kerzen in der Hand. Ihr üppiges Haar deckt kein Trauertüchel und die an den Pöpfen flatternden Bänder wurden nicht mit schwarzen vertauscht. Ernst, mit gesenktem Kopfe, schreiten die Mädchen neben dem Sarge einher, und die Trauer um die verlorene Genossin liegt auf ihrem Antlitz tief ausgeprägt. In derselben Stadt herrscht der Brauch, demzufolge am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste Musikanten von dem Stadthurme aus lustige Weisen spielen, während in Friedeck noch vor 60 Jahren die Sitte bestand, vom Kuppelthurme des Schlosses unter Zulauf einer großen Volksmenge einen Ziegenbock herabzuwerfen, dessen Fleisch den Stadtbarmen zufiel.

Allgemein verbreitet sind aber folgende Sitten und Bräuche:

Am Andreasabend findet das „Glückheben“ statt, indem insbesondere die Mädchen auf allerlei Weise das Schicksal der Zukunft befragen. Am Vorabend des heiligen Nikolaus zieht dieser Heilige in Gesellschaft des Teufels von Haus zu Haus, beschenkt die braven und schreckt die schlimmen Kinder. In manchen Ortschaften besorgen dies am Vorabend der heiligen Barbara zwei Weiber (barborky), denen in ehrfurchtsvoller Entfernung ein Teufel folgt. Am Christabend wird den Kindern, damit sie den ganzen Tag fasten, das Erscheinen eines goldenen Kalbes oder Schweines an der Wand oder durch den Kamin in Aussicht gestellt und vom Abendmahl ein Theil für die Küche aufbehalten, da sie sonst keine Milch geben möchten; an diesen Abend sind übrigens viele abergläubische Anschauungen geknüpft.



Nach der Taufe.

Zu Weihnachten werden Striezel gebacken und am Tage des heiligen Stefan ziehen arme Kinder von Haus zu Haus mit Gefängen, welche die Geburt Christi oft in dramatischer Weise feiern (koleda). Die drei heiligen Könige, welche mit Papierkronen auf den Köpfen und mit Hemden über den Rücken herumziehen, verfügen ebenfalls über eine Anzahl von Koledas. An diesem Tage muß das Wirthschaftsgebäude mit geweihtem Dreikönigswasser bespritzt und die Thüre mit drei neuen Kreidekreuzzeichen bezeichnet werden.

Die letzten Faschingstage werden verschiedenartig gefeiert, in manchen Ortschaften wird „der Bär“ herumgeführt oder ziehen die Burschen mit Musikbegleitung vor die Wohnungen der Mädchen. Durch die ganze Winterzeit bis zu den Ostern versammelten sich ehemals die Mädchen zum Garnspinnen (přidky), wobei traurige und heitere Liedlein in das schnurrende Treiben des Mädchens hineingesungen, allerlei Märchen und Geschichten erzählt oder auch Räthsel gerathen wurden. Am Sonntag Lätare wird eine Strohfigur als Tod (mařena) von den Mädchen durch das Dorf getragen, dann hinter dem Dorfe zerrissen und ins Wasser geworfen, wobei viele originelle, nach Ortschaften verschiedene Lieder gesungen werden. Ins Dorf wird dann ein mit Maschen geschmückter Maibaum zurückgetragen. In anderen Ortschaften wird die Mařena durch die krávna ersetzt, jedoch mit dem Unterschied, daß das Maibäumchen mit buntem Papier geschmückt in einzelne Häuser unter Gesang getragen wird. Am Charfreitag, an dem Tage, an welchem sich angeblich vergrabene Schätze öffnen, legt der Grundwirth die aus Ruthen geflochtenen Kreuzchen (bahněre) auf seine Felder, die Wirthin zum Schutz gegen Ungewitter und Hexen zwischen die Fenster. Zu Ostern werden Osterlaimel (svěceniky, mazance) gebacken, dann Kornbrot mit eingebackenem Schweinsbraten (pleca), und am Ostermontag haben es die Knaben und Burschen auf das Weibsvolk abgesehen, denn es wird von Haus zu Haus — oder doch nur auf die verehrten Mädchen mit Weidenruthen losgeschlagen, wofür sie von diesen mit Eßwaaren beschenkt werden. An manchen Orten findet sich statt dessen der Brauch, daß die Burschen auf ihre Mädchen im unbewachten Augenblick aus einem Rännchen einen plötzlichen Regen loslassen, wofür Osterdienstag das weibliche Geschlecht das Recht hat, gerechte Rache zu üben und das Gleiche mit Gleichem zu vergelten. In manchen Ortschaften herrscht auch die Sitte, die Knechte bei ihrem ersten Ausfahren in die Feldarbeit mit Wasser zu begießen, damit sie bei der Arbeit nicht einschlafen. In der Nacht zum ersten Mai, mit welchem Tage ebenfalls viele abergläubische Ansichten verbunden sind, stellen die Burschen vor die Wohnungen der geliebten Mädchen heimlich Maibäume auf und am Abend vor Johanni werden zur Abendzeit die Johannesfeuer angezündet und Fenster und Thüren mit Kornblumen und Raden bekränzt.



Dorfstraße von Komoran bei Troppau.

Obwohl der Kalender der Sitten und Gebräuche damit noch lange nicht erschöpft ist und insbesondere, was den Aberglauben anbelangt, noch viel zu erwähnen wäre, wenden wir uns nun zu dem Volkshumor.

Brunnen hatt' er gleich beim Tische,  
Schöpfte Wasser mit den Regen,  
Mit Hengabeln fing er Fische,  
Schoß mit Mohn auf die Spazier!

So wird ein Unbeholfener geschildert. Von einem Schielenden sagt man: „Er zieht Olmütz gegen Troppau“, von einem beschränkten Söhnchen: „Dumm wie ein Leisten“, von einem Fröhlichen: „Er steckt in gutem Hemd“, von einem Menschen, der nicht genügenden Umfang besitzt: „Dürr wie die Kaze.“ Der Volkswitz hat für jedes menschliche Gebrechen einen trefflichen Vergleich: „Er ist gelb wie Wachs, roth wie ein Krebs, blau wie eine Kornblume, er hält fest wie der lutherische Glaube.“ Will der slavische Schlesier ausdrücken, daß irgend jemand eine gute Wahl getroffen habe, so sagt er: „Er hatte ein schönes Auge.“ Von der Länge der Zeit heißt es: „Ich sah dich nicht, seit die Wölfe heulten.“ Ist die Sache billig, so ist sie „um ein Kopfstück zu haben“.

Ein origineller Humor herrscht in den Liedern über Thierhochzeiten; interessant sind auch die Nachahmungen der Glockenklänge in einzelnen Ortschaften (z. B. die Mühle ruft: ber, ber, ber, deutsch: nimm, nimm, nimm), der Stimmen der Vögel, Frösche, die Kinderspiele und ähnliche.

Auch viele Volkstänze haben sich bei den schlesischen Slaven erhalten, von welchen wir hier nur einzelne erwähnen wollen: der Kreutztanz (krzyżak, auch kaczak) wird von vier Paaren getanzt, welche sich voreinander verneigen. Beim „Bettler“ erscheint ein Bursche als Bettler in der Tanzstube auf einen Stab gestützt und bittet um Almosen, wobei die Musik eine ernste Weise spielt. Dann reihen sich die Tänzer um den Bettler und heben unter heiteren Klängen einen Tanz im springenden Schritt an. Beim Aufhören der Musik übergibt der „Bettler“ einem der Tänzer den Stab, worauf sich der Tanz mit dem neuen „Bettler“ wiederholt. Derjenige, der zuletzt „betteln“ muß, wird endlich von der ganzen Gesellschaft weidlich ausgelacht und bildet für den Abend die Zielscheibe des Spottes. Beim „Komödianten“ klatschen die Tänzer bei gewissen Tacten plötzlich in die Hände, beim „Kalbstanz“ (cielęcie) wirbeln sie durcheinander, bis sie wieder in den Kreis kommen. Der „Mehgertanz“ (masarzka) ist eine Galoppade. Beim „kował“ (Schmied) kniet der Tänzer mit einem Beine vor der Tänzerin nieder, auf das Knie legt er die geballte linke Faust, mit der rechten schmiedet er aber darauf los, als schwänge er einen Hammer. Die Tänzerin fächelt mit ihrer Schürze wie mit einem Blasebalg und schaut ihm dabei ins Gesicht. Auf ein schnelleres Tempo der Musik springen



Häuser in Zablumfan.

die „Schmiedeburschen“ auf, drücken die Mädchen fest an sich und wirbeln wild im Tanzsaal dahin, bis beim langsameren Tempo das „Schmieden“ vom neuen beginnt.

Beim Kozak legen Tänzer und Tänzerinnen die Hände hinter den Rücken, Linke und Rechte schließen sich ineinander und dann hüpfen so vereint ein Paar hinter dem andern einher, wobei gesungen wird:

Den Kozak möcht' ich tanzen,  
gerne für mein Leben;  
welchen ich mir wählen werde,  
den müßt ihr mir geben.

Gaben ihr den ersten Burschen.  
„Einen solchen mag ich nicht,  
denn der Saus ist hoch hinaus doch —  
und 'nen solchen mag ich nicht.“

Gaben ihr den zweiten Burschen.  
„Einen solchen mag ich nicht,  
denn der Range ist zu lange,  
und 'nen solchen mag ich nicht.“

Den dritten mag sie ebenfalls nicht, denn „der Schinder schlägt die Kinder“, der vierte ist zu todt, dem fünften fehlt die Ferse, der sechste ist zu dick, der siebente zu dürr. Endlich gefällt ihr erst der achte, denn dieser ist „geschlachte“.

Bei der Chytavá Kača (Fangkathi) werden verschiedenartige Lieder gesungen, z. B.:

Gib mir, Herr, was du willst,  
ich kann's ja nicht hindern;  
nur nicht ein altes Weib,  
altes Weib mit Kindern.

oder:

Brauchst, Söhnlein, deinen Kopf  
nicht so hoch zu heben;  
denn ich bin viel zu arm,  
dir die Hand zu geben.

Sieh', der Kranz im Haare,  
der ist meine Habe,  
und das dürst'ge Köckchen,  
das an mir ich habe.

Im Troppauer slavischen Territorium wird hauptsächlich der „Gärtner“ (zahradnik) getanzt, wobei viele witzige Lieder gesungen werden.



Reicher noch als an Volksliedern ist der Slave Schlesiens an Volksfagen, von denen wir einige wiedergeben wollen:

Zu jener Zeit, als die gebirgige Teschener Gegend mit dichten Waldungen bedeckt und noch unbevölkert war, trennten sich drei Brüder aus dem Fürstengeschlecht der Piasen anlässlich einer Jagd von einander und verirrten sich in dunklen Wäldern. Nach



Glockenturm in Kostelec (Kirchdorf).

langem gegenseitigem Suchen trafen sie sich endlich zu Tode erschöpft alle drei bei einem frisch sprudelnden Born, der ihnen den ersehnten Labetrunk bot. In dankbarer Erinnerung an das glückliche und freudige Zusammentreffen gründeten sie in der Nähe der Quelle ein Lustschloß und benannten es nach dem polnischen Worte cieszyc (freuen) Cieszyn (Freudenort), woraus sich auch die deutsche Benennung der bald darauf bei dem Lustschloß entstandenen Stadt Teschen entwickelte.

Ein in der Drlauer katholischen Kirche an der Mauer gegenüber dem Altar befindliches uraltes Gemälde, auf welchem ein Adler über einem Fürstenpaar schwebend eine Hostie im Schnabel hält, veranschaulicht eine alte Volksfrage: Einst jagte der schlesische Herzog Miecislans mit seiner Gemalin und einem großen Gefolge in den dichten Wäldern, die sich dort, wo heute das Dorf Drlau steht, befanden, und lagerte sich endlich auf einem Felsen. Dort erblickte er mit seinem Gefolge einen Adler von ungewöhnlicher Größe, der, im Kreise schwebend, im Schnabel eine Hostie trug, die er dann vor der Herzogin niederlegte und verschwand. Vor Schreck genas die Herzogin hier eines Söhnleins. Zum Andenken an diese wunderbare Begebenheit ließ der Herzog an derselben Stelle eine Kapelle erbauen, welche nach dem Adler (orel) Drlowa (Adlerkapelle) genannt wurde. Dieser Name ging später auf das unterhalb dem Felsen entstandene Dorf über.

Den Gegenstand vieler Volksjagen bildet die schwarze Fürstin (Katharina Sidonia, Mutter des Fürsten Adam Wenzel). Kurz vor ihrem Tode soll diese milde und menschenfreundliche Frau eine merkwürdige Verfügung getroffen haben, der zufolge ihre Leiche auf einem einfachen Wagen von vier schwarzen Stieren aus dem Teschener Schlosse geführt wurde. An der Stelle, wo der Leichenwagen stehen blieb, wurde die Fürstin, von der ein heimatlischer Dichter sagt: „Schwarz war ihr Anzug ganz und gar, schwarz war ihr Auge, schwarz ihr Haar —“ zur Ruhe bestattet. Bald darauf wurde ihrem letztwilligen Wunsche gemäß über ihrem Grabe ein Kirchlein erbaut und die Ortschaft, welche später in der Nähe entstand, erhielt den Namen Kostelec, d. h. Kirchdorf. In diesem alterthümlichen Kirchlein, dessen hölzerner Glockenthurm für schlesische Volksbauten charakteristisch ist, zeigte sich die gute Fürstin sehr oft am Altar im geistlichen Ornate und auch im Teschener Schlosse sahen sie die Leute nicht selten um Mitternacht mit einem Schlüsselbunde umgehen. Diese Fürstin verweilte zu Lebzeiten mit Vorliebe auf ihrem kleinen Jagdschlosse zu Marklowitz, aber auch auf dem nach der Volksfrage prächtigen Schlosse, welches den fahlen Scheitel des Berges Godula bei Cameral-Elgoth krönte. Aus dem Innern des letzteren Schlosses führten angeblich sehr lange unterirdische Gänge bis in das Herz des Berges, worin große Schätze, eitel Gold und Silber und funkelndes Edelgestein aufgespeichert liegen sollen.

Auf dem soeben erwähnten Berge Godula haust der Schlangenkönig, der nach der Volksfrage niemand was zu leide thut, wenn man ihn in Ruhe läßt, aber wehe dem, der ihm nahetritt! Der Schlangenkönig trägt auf dem Haupte eine Krone von purem Golde (zlotoglowiec, Goldköpfschen) und zu gewissen Zeiten kriecht er von dem Berge herab zu dem klaren Forellenbache, um in dessen Flut zu baden. Am Ufer legt er seine Krone ab. Da schlich sich einmal ein Schafhirt, der dies sah, zu der Krone heran, und nachdem er sie aufgehoben, eilte er mit ihr davon. Der Schlangenkönig badete weiter,

als wenn nichts vorgefallen wäre, dann kroch er langsam aus dem Bächlein heraus, pfiß aber mit solcher Macht, daß davon alle Berge und Wälder wiederhallten. Und schon verfolgten Tausende von Schlangen und Eidechsen — der Schlangenkönig an der Spitze — den böswilligen Schäfer. Wie ein mächtiges Heer jagte das schleichende Gethier hinter ihm her, die Erde erzitterte unter ihnen in gewaltigen Schwingungen und die Luft trug



Chalupe bei Troppau.

zu dem Fliehenden das fürchterliche Geziß des verfolgenden Feindes. Zu Tode erschöpft wirft endlich der Dieb die Goldkrone weg und spannt seine letzten Kräfte an, um zu entkommen. Das half. Der Feind stand von der Verfolgung ab und der Schlangenkönig kehrte, die Krone auf dem Haupte, in die Berge zurück, sein Heer aber stob nach allen Richtungen auseinander.

Auch mit den anderen Beskydenbergen sind viele Volksfagen verknüpft. Auf die Tanecznic (Tanzberg, bei Cameral-Elloth), woselbst in heidnischer Vorzeit Volkstänze

aufgeführt wurden, brachte man die Leichen von Selbstmördern, vor denen das Volk einen solchen Abscheu hegte, daß die Schlitten und Wagen, auf welchen solche Leichname zu Berg geschafft wurden, für immer oben zurückgelassen werden mußten. Auch der Berg Prašiva, was so viel wie Krähberg bedeutet, soll seinen Namen aus heidnischer Zeit tragen. Damals sollen nämlich die mit Kräze Behafteten in die Waldungen dieses Berges hinausgetrieben worden sein, um den Wölfen und wilden Thieren zur Beute zu fallen.

Die meisten Volksfagen beziehen sich jedoch auf den Bergriesen der schlesischen Beskyden, auf die Lysa hora, welche schweres Unheil in ihrem Innern birgt. Nach dem Volksmunde ist sie nämlich mit Wasser gefüllt, welches hervorstürzen und unter seinen Wellen die ganze Gegend mit ihren Bewohnern begraben wird, wenn das Maß der Sünden voll sein wird. Dieser Katastrophe wollte vielleicht im vorigen Jahrhundert Graf Pražma, der damalige Grundherr von Friedeck, vorbeugen, indem er auf der Lysa hora eine Kapelle errichtete und das zum Bau derselben nothwendige Materiale angeblich durch gefallene Mädchen (závitky) aus den herrschaftlichen Maierhöfen hinausschaffen ließ.

Von der Lysa hora singt ein altes Lied:

Lysa hora, Lysa hora, schönster aller Berge,  
Gegen dich sind alle Höhen ja nur kleine Zwerge,  
Siehst, was die Friedecker treiben, wer dort lacht und wijcht,  
Holz zerkleinert, Wasser schöpft, in der Scheuer driecht.

Auf diesem sagenhaften Berge verweilte gerne Ondrašč (Sohn des Erbrichters Schebesta aus Janovitš bei Friedeck) mit seinen Gesellen, die sich um ihn scharten, um die Rache des unterdrückten robotpflichtigen Volkes den Grundherrschaften fühlen zu lassen. Ondrašč, eine Art schlesischer Rinaldo, ist eine Lieblingsfigur des schlesischen Landvolkes, durch Sage, Lied, ja sogar durch einen Roman verewigt. Nach der Bewältigung des Bauernaufstandes flüchtete sich Ondrašč mit seinen Treuesten auf die Lysa hora, in deren dichten Waldungen er sich sicher fühlte. Von da aus überfiel er die benachbarten und auch weit entlegenen Schlösser, vertheilte das den Reichen Weggenommene unter die Armen und verübte allerlei übermüthige Streiche. Von einer Heze mit der Wunderhacke versehen, blieb Ondrašč, trotzdem gegen ihn ein Regiment aufgeboden wurde, unbefiegbar, bis er mit derselben Wunderhacke von seinem Freunde Jurasch in der Schänke zu Swiadnow am 1. April 1715 aus Eifersucht niedergeschlagen wurde.

Auch auf der Girowa bei Jablunkau pfliegen die schlesischen Räuber zu verweilen. Die Volksfage erzählt, daß ein Jude zu Landskron in Polen seinen Ofen, der aus lauter Ducaten bestand, mit Wachs überklebte, damit man von den Ducaten nichts erfahre. Damals kamen die Räuber auch nach Landskron über den Juden, und ärgerlich darüber,

daß sie nichts Werthvolles vorfanden, hieb einer von ihnen mit seinem Schwerte auf den Ofen ein, der zusammenstürzte. Nun nahmen die Räuber die herausgefallenen Ducaten in Säcken sammt dem Juden nach Schlesien mit und gruben auf der Girowa ein tiefes Loch, in welches sie das Gold sammt dem kopflosen Körper des Beraubten warfen. Die Stelle, wo sie das Loch verschüttet hatten, bedeckten sie sodann mit einem großen Steine, auf den der Kopf des Juden gesetzt wurde, damit er seinen Schatz hüte. Leider



Chalupe im Bialka-Thal (Weiße Weichsel).

können die Goralen, obwohl seit Jahrzehnten eifrig gesucht wird, den Kopf nicht finden und die Unmasse von Gold liegt weiter unbenützt im Erden Schoße.

Ein Loch auf der Girowa soll so tief sein, daß es bis in den nicht besonders nahen Berg Godula führt. In dieses Loch ließen einmal die Goralen einen Hund mit einem Briefe am Halse hinein. Der Hund kroch endlich am dritten Tage aus der Godula hervor, den am Halse befestigt gewesenen Brief scheinen ihm aber die Berggeister entwendet zu haben. Diese Geister sind nämlich nach der Volksmeinung sehr schlimm. So baute einer von den Geistern einmal bei der Girowa eine Mahlmühle, in welcher er die Menschen mahlen wollte. Auf einmal krähte aber ein Hahn und die Mühle versank.

Ein schlimmer Geist hauste auch in Lipina bei Friedeck. Dort „unter drei Linden“ soll sich ein Schatz befinden, dessen sich drei arme Dorfbewohner um jeden Preis bemächtigen wollten. Sie gruben mit Manneskraft. Um Mitternacht stießen ihre Hacken auf einen harten Gegenstand, so daß die Funken stoben. Die Männer erlebten, der Schreck schüttelte ihre Glieder und da steht vor ihnen ein Mann in hochrothem Gewande. Sein Bart war weiß wie frisch gefallener Schnee, in der Hand hielt er einen Strick und mit rauher Stimme fragt er: „Wen von euch soll ich zuerst hängen?“ Da besannen sich die armen Leute nicht lange auf die Antwort und jagten, so schnell sie konnten, davon.

In vielen Ortschaften Schlesiens wird noch an das sogenannte Alpdrücken (mora) geglaubt. Ein armer Schuster wußte sich keinen Rath, um sich von dem ihn drückenden Alp zu befreien. Die Leute riethen ihm, den Alp, wenn er ihn wieder anfiel, zu packen und festzuhalten. Und als der Alp wieder kam, packte ihn der Schuster; es war aber eine Katze, die der Schuster mit einem Nagel an die Wand anschlug und sodann die ganze Nacht ruhig schlief, ohne vom Alp gedrückt zu werden. Als der Schuster morgens die Augen aufschlug, sah er an der Wand ein altes böses Weib aus dem Dorfe hängen.

### Die Musik.

In der allgemeinen Entwicklung der Musik spielt das kleine Schlesien selbstverständlich eine nur bescheidene Rolle. Beglaubigte Nachrichten über Musik in Schlesien beginnen erst mit dem XVI. Jahrhundert. Damals fand auch in Schlesien der bürgerliche kunstgerechte Meistergesang Eingang, damals — unter dem Einflusse der Reformation — gelangte hier auch das Kirchenlied zu reicherer Entfaltung, während für das musikalische Bedürfniß der Bauern bei „Kirnmeß“, Tanz und Sang die Banden fahrender Musikanten sorgten. Auch hier legten damals die Stadtverwaltungen, insbesondere in den königlichen Städten einen besonderen Werth auf gute Musik. Es kam das Institut der Stadtkunstpfeifer oder Thurnermeister in Aufnahme. Nach der Versicherung Liechsteins vom Jahre 1685 wurde im XVII. Jahrhunderte „sowohl die Vocal- als die Instrumentalmusik in Schlesien mehr als gemein betrieben und darinnen die Jugend frühzeitig unterrichtet.“ „In den herrlichen Gymnasiiis, da öffters in denen Ober-Auditoriiis über 100 Alumni und unter denen vortreffliche Ingenia studiren, befanden sich vielmahls kaum 20 in der Music Unerfahrene.“ „In den Städten gehen viel betagte Bürger mit zu Chor und machen ihnen die in ihrer Jugend erlernte Music erst recht zu nuße.“ „Vor diesen gab es auch in Schlesien sogenannte Meisterfänger, welche öffentlich in den Städten auff den Rathshäusern zusammen kamen und mit Gesängen certirten. Eben das sind die Ursachen, daß man in Schlesien insgemein mehr als anderswo in den

Kirchen gute Music höret. Auch selbst bei den Hochzeiten pfleget man die Gäste mit einer lieblichen geistlichen Music zu erfreuen und bey den Leich-Ceremonien der Betrübten Trauergeist zu erquickten.“ Stadthurnermeister oder richtiger Thürmermeister mit eigenen Instructionen gab es in Troppau, Jägerndorf, Freudenthal und Teschen. Sie hatten insbesondere das feierliche „Blasen“ ihrer Musiker auf den Rathhausthürmen bei festlichen Anlässen zu besorgen. Der Thürnermeister hatte mehrere Gesellen und Lehrlingen zu halten und besaß das Privilegium, die Musik bei Hochzeiten, Gastmälern und ähnlichen Gelegenheiten beizustellen.

Als im XVIII. Jahrhundert die italienische Oper immer mehr Boden faßte und an Ausbreitung gewann, begann auch unser Kronland an dieser Entwicklung theilzunehmen. Wie so viele reiche Fürsten und andere Adelige sich Hauskapellen und Haus-theater hielten, so errichtete auch der bekannte Sonderling und Theaterenthusiast Josef Graf Hodiß im Jahre 1764 in seinem feenhaften Wohnsitze Markt Rosswald, Jägerndorfer Bezirk, nebst anderen Zauber geschichten ein Schauspiel- und ein Operntheater, in denen mit unerhörter Pracht Concerte, Singspiele und

Opern gegeben wurden. Doch verwendete er hierbei ausschließlich geeignete Personen seines eigenen Dienst- und Unterthanenpersonales. Dabei waren ihm der später als Wiener Hoffchauspieler verstorbene Johann Heinrich Müller und der als Componist und Virtuose bekannte Heinrich Klein, sowie Karl Hanke als Musikdirector behilflich. Als Friedrich der Große, ein Gönner und persönlicher Freund des Grafen, ihn zum zweitenmale auf seinem Schlosse Rosswald besuchte, gefiel ihm eine Melodie der dortigen Hauskapelle dermaßen,



Karl Ditters von Dittersdorf.

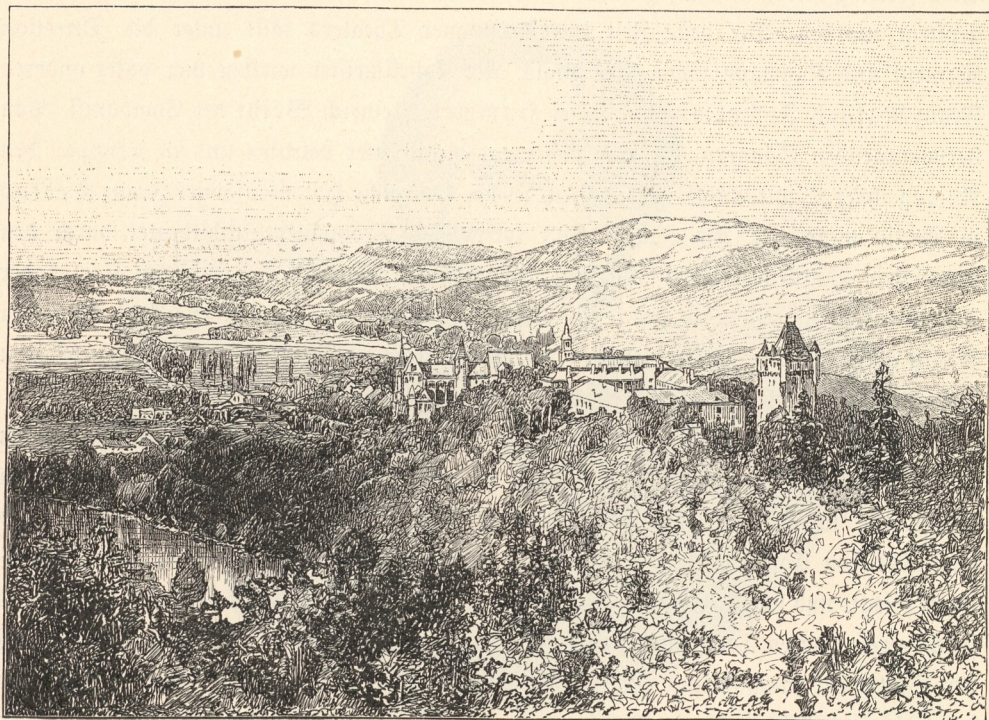
daß er sie in Berlin in einen Marsch umcomponiren ließ, der noch lange nach dem Tode beider Männer sich in der preußischen Armee unter dem Namen „Hoditzmarsch“ erhalten hat. Nach Koßwalb wallfahrte damals alle Welt; einen zweiten Versammlungspunkt aller hervorragenden und neugierigen Persönlichkeiten, die sich für Musik interessirten, wie dieses Dorf hat Schlesien weder vorher noch nachher besessen. Heute sind kaum mehr erkennbare Spuren der vergangenen Herrlichkeit vorhanden. Ein anderer Aristokrat, der sich in Schlesien damals hervorthat, war der wegen seiner Verschwendung renommirte Fürst Franz Sulkowski, welcher sein Brauhause in Bielitz in ein Theater umwandelte und daselbst Concerte und Singspiele aufführte. Ebenso gründete Graf Joseph Sedlnitzky, selbst ein tüchtiger Violin- und Cellospieler, in seinem Schlosse Geppersdorf eine vollständige Musikkapelle. Hier wäre auch der Kapelle des lebenslustigen Bischofs Grafen Schaafgotsch in Breslau zu gedenken, welche derselbe auf seinem Gute und Residenzschlosse Johannesberg in Österreichisch-Schlesien hielt.

Und so gelangen wir zu dem bedeutendsten Componisten, den Schlesien durch lange Zeit zu dauerndem Aufenthalt innerhalb seiner Grenzen beherbergte, zum Schöpfer der ersten „durchcomponirten“ deutschen Oper: Karl Ditters von Dittersdorf, dem Componisten von „Doctor und Apotheker“. Derselbe wurde, nachdem er im Jahre 1761 eine Reise mit Glück nach Italien beendet hatte und Kapellmeister des Bischofs von Großwardein geworden war, mit dem schon genannten Breslauer Bischof auf seinen Reisen durch Deutschland als Virtuose bekannt. Der Kirchenfürst verschaffte ihm den Orden vom goldenen Sporn aus Rom und ernannte ihn zum Forstmeister des Fürstenthums Meiß. In Johannesberg errichtete Dittersdorf ein kleines Theater, schulte die bischöfliche Kapelle aufs beste ein und schrieb hier unter anderem das Oratorium „Davidde“ und die komische Oper „Il viaggiatore americano“. Im Jahre 1773 beförderte ihn der Fürstbischof zum Amtshauptmann von Freiwaldau. Von seinen Opern und Oratorien hatte sein „Doctor und Apotheker“ allein einen bleibenden Erfolg. Dieses 1786 geschriebene Werk ist die erste deutsche Oper, welche nach Art der italienischen mit langen, ausgeführten Finales ausgestattet ist. Sie wird heutzutage noch hier und da gegeben, erscheint in Neudrucken und wirkt durch ihre natürliche Frische und unleugbare komische Kraft. Sein bis dahin sorgenfreies Leben endete jedoch plötzlich im Jahre 1795 mit dem Tode des Fürstbischofs und unser Componist kam mit seiner mühsam nach 26jähriger Dienstzeit erlangten kleinen Pension in bittere Noth. Es nahm sich seiner jedoch Freiherr Ignaz von Stillfried an, der ihm sammt Familie auf seiner Herrschaft Roth-Whota im Kreise Tabor in Böhmen ein freundliches Asyl gewährte, wo Dittersdorf im Jahre 1799, am 13. October, nachdem er zwei Tage vorher mit seiner Selbstbiographie, die er seinem Sohne dictirt hatte, zu Ende gekommen war, starb. Dem Inhalt und der Form nach sind seine Orchesterwerke



mit denen Joseph Haydns verwandt, seine Opern aber Kinder der damaligen Zeit. Nach Dittersdorf ist die Ortschaft Dittershof in Schlesien (bei Freivaldau) benannt.

In unmittelbarer Nähe von Troppau auf seinem Schloß Grätz hielt der edle, mit dem Wiener Musikleben des XVIII. und XIX. Jahrhunderts so eng verwachsene Fürst Karl Lichnowsky, der Gönner und Freund Mozarts sowie Beethovens, ein Dilettantentheater. Das Schloß Grätz erhielt seine besondere musikalische Weihe durch den Aufenthalt Beethovens in den Jahren 1806 und 1811. Hier war es, wo der Meister



Schloß Grätz bei Troppau.

im October 1806 sich weigerte, vor den im Schlosse zu Besuch anwesenden französischen Offizieren zu spielen und bei Nacht und Sturm nach Troppau zu seinem Freunde Dr. Weiser, dem Arzt des dortigen allgemeinen Krankenhauses, entfloh. Auf seiner Rückreise von Troppau nach Wien hatte Beethoven das Manuscript der soeben beendeten Sonata appassionata bei sich, welches während der Fahrt von einem Platzregen durchnäßt wurde und die Spuren davon für immer an sich trug. Schlesien hatte sonach das Glück, den Meister mit einem Werke, welches bis dahin noch Niemand vernommen, bei sich zu beherbergen. Auch der deutsche Ritterorden hielt in seinem Schlosse zu Freudenthal ein eigenes Hausstheater, wo ganz tüchtige Sänger und Musiker ihre Opern aufführten.

Die Musik im Theater kann kaum weiteren Anspruch auf Beachtung erheben mit Ausnahme des Theaters in der Landeshauptstadt. (Aus dem Koschwalder Theater und aus der Schule Dittersdorfs war unter anderen der bekannte Volks- und Theater-componist Wenzel Müller hervorgegangen.) Das Theater in Troppau war im Jahre 1763 abgebrannt, 1772 wieder aufgebaut. Vom Jahre 1805 an hatte Troppau wieder ein neues Stadttheater, in welchem nacheinander von den Directoren Mathe (1839), Burghauser, Blum, Kosner, Proski, Gaudelius, Kogky, Klement und Raymann, Bigl, Mikolini, Westen, Arlt, Freitag und Janisch, Janisch nebst Schau- und Lustspiel auch die Oper und Operette gepflegt wurden. Die beste Zeit des Troppauer Theaters fällt unter die Direction Klement und Raymann sowie jene Bigls. Als Kapellmeister wirkten hier unter anderen Franz Raphael, F. Meszwadba, Josef Hummel, Heinrich Weidt der Componist. Von hervorragenden Sängern, die zum erstenmal die Bretter betraten und in Troppau den Anfang ihrer Künstlerlaufbahn machten, sei der königliche Hofopernsänger Franz Krolow in Berlin angeführt. Im Jahre 1883 wurde das Troppauer Stadttheater durch den städtischen Baurath Eduard Labitzky, den ältesten Sohn des berühmten Karlsbader Tanzmusik-Componisten, in den jetzigen prächtigen Neubau umgewandelt. Auch die Stadt Bielitz erhielt in den letzten Jahren ein elegantes eigenes Theater, in welchem nebst dem Schauspiel Operetten und selbst kleinere Opern gegeben werden.

Unter den hervorragenden schlesischen Musikern nennen wir zunächst den im Jahre 1783 in Braunsfeifen hart an der schlesischen Grenze geborenen verdienstvollen Chorrector in Freudenthal und später in Troppau, den eifrigen Sammler und unermüdblichen Copisten Augustin Fäckel, welcher in den beiden Städten gute Kirchenmusik pflegte und leitete. Er starb am 7. November 1849 in Troppau. Sodann den äußerst fruchtbaren Kirchen-Componisten Liberatus Geppert, geboren am 15. Februar 1815 auf der Stätte der langjährigen Wirksamkeit Dittersdorfs, in der Stadt Zauernig am Fuße des Schlosses Johannesberg. Er schrieb an 200 Werke für die Kirche, von denen sich viele im Archiv der Pfarrkirche zu Zauernig befinden. Seine Compositionen sind fast ausschließlich für „Vandchöre“ berechnet und in leichtem, durchsichtigem Stile gut musikalisch geschrieben. Als dritten und zwar als den hervorragendsten schlesischen Componisten haben wir den berühmten Schöpfer so zahlreicher schöner und gemüthvoller Männerchöre zu nennen, Dr. Eduard Ritter von Schön, genannt Engelsberg. Er ist am 23. Januar 1825 zu Engelsberg im Freudenthaler Bezirke geboren, wo ihm auch 1882 ein Denkmal gesetzt wurde. Er trat zuerst mit seinen „Poeten auf der Alm“, mit dem „Heini von Steier“ und dem „Dr. Heine“ vor größere Zuhörerkreise und fand enthusiastische Aufnahme. Unerwartet rasch starb der lebenswürdige Mann auf einer Reise nach Schlesien am 27. Mai 1879 in Deutsch-Jasnik in Mähren. Seine Gebeine ruhen in Grinzing (Wien).

Den zusammenhängenden Lauf unserer kurzen Geschichte der schlesischen Musik wieder aufnehmend, gelangen wir zu jener Zeit, welche sich als die Epoche der musikalischen Vereinigung in der Gründung der Chorgesang- und Musikvereine charakterisirt. Es war die Periode der massenhaften Producirung der Männergesangs-Quartette, welche mit den entstehenden Vereinen in gegenseitiger Anregung einen völligen Umschwung im Musikbetrieb der Vierziger- und Fünfziger-Jahre unseres Jahrhunderts herbeiführte. Der wichtigste schlesische musikalische Verein, der Troppauer Männergesangverein, ist im Jahre 1846 am 23. October gegründet. Sein erstes Concert hielt er am 1. Januar 1847



E. S. Engelsberg (Eduard Ritter von Schön).

mit 21 Sängern ab. Gegenwärtig zählt er 96 ausübende Mitglieder. Sein hervorragendster Chormeister war der gegenwärtige Director des Mozarteums in Salzburg, der bedeutendste Musiker, den Schlesien je besessen, Josef Friedrich Hummel, geboren am 14. August 1841 in Innsbruck, in der Zeit von 1863 bis 1873 städtischer Kapellmeister in Troppau. Unter Hummel erreichte das Musikleben Troppaus und insbesondere die städtische Musikkapelle eine später nicht wiedererlangte Entwicklung und Bedeutung.

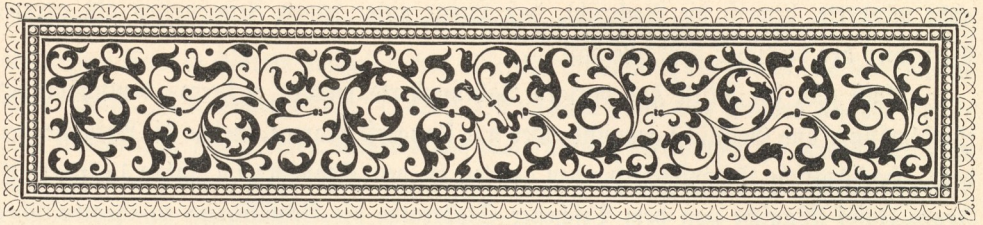
Der Mitgliederzahl nach ist gegenwärtig der größte musikalische Verein in Schlesien die Troppauer Singakademie, im Jahre 1874 aus dem früheren lebensunfähigen Troppauer Musikvereine gegründet. Sie besteht derzeit (1896) aus 99 ausübenden Mitgliedern;

ihr Zweck ist die Förderung und Pflege des gemischten Chorgesanges. Der der Zeit nach älteste Männergesangsverein und überhaupt der älteste in ganz Oesterreich ist der 1834 in Bielitz gegründete, welcher derzeit 88 ausübende Mitglieder zählt. Der Männergesangsverein Teschens feierte im Jahre 1891 sein fünfzigjähriges Stiftungsfest; entstanden ist er im Mai 1841, seine Mitgliederanzahl beträgt 60 active Sänger. Von den übrigen musikalischen Vereinen Schlesiens sei noch der im Jahre 1861 gegründete, 54 Mitglieder zählende Freudenthaler Männergesangsverein, sowie der Bielitzer gemischte Chorverein erwähnt. Außerdem existiren kleinere Vereine in Jägerndorf, Olbersdorf, Freiwaldau, Sauerinig, Zuckmantel, Bennisch, Wagstadt, Odrau. Sie alle zusammen gründeten im Jahre 1863 den „deutschen Sängerbund in Schlesien“. Von größeren Gesangsfesten können wir aus dem Jahre 1861 in Troppau, 1862 in Freudenthal und 1891 in Teschen berichten. Eine besondere Pflegestätte fand die Musik an den seit dem Jahre 1870 neu errichteten k. k. Lehrerbildungsanstalten, aus denen eine Reihe tüchtig gebildeter Musik-Lehrer hervorging. Die Kunst des Orgelbaues in Schlesien fand ihre hervorragendsten Vertreter in der ersten und größten Orgelfabrik Oesterreichs: in der Kunstwerkstatt der Gebrüder Rieger in Jägerndorf; hier wurden seit 1870 über 500 große und kleinere Orgeln für aller Herren Länder, von Schweden und Norwegen angefangen bis hinunter nach Spanien, erbaut, die größte darunter, mit 54 klingenden Stimmen, im „Deutschen Hause“ zu Brünn.

Wir schließen diese Skizze mit dem Hinweis auf das große Festconcert zur Feier des 100. Todestages W. A. Mozarts, welches am 6. December 1891 in Troppau von den dortigen Gesangschören gemeinschaftlich veranstaltet wurde.



Gorale die Sijara blasend.



## Literatur.

### Die deutsche Literatur.



erklungen sind die Lieder, und verschollen die Namen der Sänger aus jangesfreudiger Vorzeit. Nur das sinnlich kräftige Volkslied mit seinen alten Motiven gibt Zeugniß, daß auch der Deutsche in Schlesien mit eingestimmt hat in den Chor deutscher Lieder, für die der Babenberger Hof einst eine hohe Schule war.

An die überlieferten Namen Johanns von Teschen, der eine in Reimen verfaßte Schrift hinterlassen haben soll, und Salomo's von Friedek knüpfen sich keine bestimmten Vorstellungen. Deutlichere Kunde hat sich über die Pfllege dramatischer Poesie erhalten. Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde in Schlesien das Leiden Christi aufgeführt, und noch heutigen Tages sind die Weihnachts- und Dreikönigs spiele beim Volke nicht vergessen. Das aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts uns erhaltene Zuckmantler Passionspiel, welches seinem Ursprung nach offenbar in frühere Jahrhunderte zurückreicht, bekundet denselben Charakter, dem wir bei den Spielen des übrigen Deutschlands begegnen: neben Heiligem Weltliches, neben Erhabenem derber Volkswi in heimischer Mundart. Eine Reihe schlesischer Dichternamen sind uns aus der Zeit des Humanismus überliefert. Freilich dichteten der gelehrte Johann Lange (1503 bis 1567) aus Freistadt, Georg Fabricius von Franckenberg und der vom Kaiser mit dem Dichterlorbeer gekrönt Elias Runtshius von Breitenwald (1509 bis 1565) aus Bielitz meist in lateinischer Sprache, aber daß die humanistische Bildung, welche sich diese Männer an den berühmtesten Pfllegestatten deutscher Cultur erworben hatten, die Liebe zur Muttersprache

nicht minderte, beweist die Nachricht, daß Lange unter seinen Zeitgenossen als eifriger Verfechter der deutschen Sprache galt.

Auch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts werden mehrere „deutschübende“ Schulmänner und Geistliche genannt, aber nur klanglose Namen, welche die Vergessenheit deckt. Hochdeutsche Schauspielerbanden agirten in den Städten; im Jahre 1726 erhielt Franz Josef Wausche von dem Teschener Stadtrathe die Bewilligung zu theatralischen Aufführungen, und schon um die Mitte des Jahrhunderts hatte Troppau ein ständiges Theater, welches zwar 1763 abbrannte, aber neun Jahre später wieder aufgebaut wurde. Gleichzeitig pflegten die Schulen das lateinische Drama, und noch 1754 veröffentlichte der Jesuit Adam Enzendorfer (1720 bis 1790) aus Skotschau seinen „Nepomuk“ in der Gelehrtensprache. Erst seit Kaiser Josef II. erwachte auch in unserem Lande ein regeres geistiges und literarisches Leben. Um die Verbreitung der Schöpfungen unserer Dichtersheroen hat sich der Buchhändler Georg Traßler in Troppau durch Herausgabe eines großen Sammelwerkes, in welchem unter Anderen auch Wieland, Klopstock und Mendelssohn erschienen, ein unbestreitbares Verdienst erworben. Bald darauf suchte Karl Josef Jurende (1780 bis 1842) aus Spachendorf auch weitere Volkskreise geistig zu befruchten. Da er selbst aus dem Bauernstande hervorgegangen war, kannte er wie Wenige die Bedürfnisse der Menge; in rastlosem Selbststudium entwickelte er sich zu einem der einflußreichsten Volkschriftsteller, von dessen publicistischen Thätigkeit bereits bei der Schilderung der deutschen Literatur in Mähren ausführlich die Rede war. Wie Jurende für die Erwachsenen, war sein jüngerer Zeitgenosse Fsidor Täuber (1803 bis 1864) aus Barzdorf für die Jugend thätig. Nagende Sorge, die ihn bis zum Grabe geleitete, vermochte seine Arbeitskraft nicht zu lähmen. Er schrieb sogar über „Die Kunst, in allen Verhältnissen des Lebens froh und zufrieden zu sein“ (1835). Außer zahlreichen didaktischen Schriften bot er der Jugend Erzählungen, Skizzen und Anekdoten aus der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner (1838), aus der Natur- und Menschenkunde (1857) und entwarf in seinen „Fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Wiener Privatlehrers“ mit gesättigten Farben ein aus eigener Empfindung und Erfahrung geschöpftes Zeitbild.

Mittlerweile war der dichterische Ruhm eines Schlesiens bereits über Österreichs Grenzen gedrungen. Josef Christian Freiherr von Bedlik, 1790 in Johannisberg als der Sohn des Landeshauptmanns geboren, hat den Sturm und Drang seiner Jugend im Kampfe gegen Napoleon überwunden, und als er das Getümmel der Schlachten mit der Ruhe des Landlebens vertauschte, da erblühten ihm, gewoben aus frischer Jugendermpfindung und männlichem Thatendrange, die ersten „Frühlingsrosen“ (1816). Sie sind, so wie der Sonettenkranz „Der Liebe Lust und Dual“ (1819) von jenem Hauche der

Schweremuth durchzogen, die dem Dichter immer das Herz beschleicht, wenn er es versucht, sein tiefstes Sein in Worten auszusprechen. Dieselbe Stimmung durchweht das berühmteste seiner Werke: „Die Todtenkränze“ (1828). Ob uns der Geist des Grabes an die Gräfte jener Gewaltigen führt, deren Ruhmeszeiche zum Himmel strebt, oder zu den Ruhestätten jener Liebenden, deren Liebe Rosen erglühend bluteten, ob wir nach dem Schicksal großer Dichter und Menschenfreunde fragen, überall Enttäuschung, überall tönt uns der Menschheit tiefste Klage entgegen, daß alle Schimmer erbleichen und Verwesungshauch an jedem



Johann Christian Freiherr von Zedlitz.

Leben hanget. Aber der Dichter geht in diesem Welt Schmerze nicht unter: das Ideal in unserer Brust kündigt sich ihm als unsterblich, und die Sonne, welche das Leben befruchtet, findet er in edler Begeisterung. Wenn sie ihn selbst nicht immer in idealer Höhe zu halten vermochte, wie in den beiden der österreichisch-italienischen Armee gewidmeten „Soldatenbüchlein“ (1849, 1850), in welchen die ehrliche patriotische Gesinnung oft für das lautere Gold der Poesie entschädigen mußte, so werden wir die Schatten seiner Zeit nicht vergessen dürfen. Zedlitz verfügte aber auch über eine unverstiegbare Kraft dichterischer Anschauung. Wie er in seiner volkstümlichen Ballade „Die nächtliche Heerschau“,

welche die Kunde durch ganz Europa machte, düstere Gefellen in Nacht und Graus erschuf, so hat er in seinem duftigen Märchen „Waldfräulein“ (1843) liebliche, mit einem Zug freier Sinnlichkeit ausgestattete Gestalten in romantische Waldeinsamkeit gezaubert. Seine treffliche Übersetzung von Byrons „Childe Harold“ (1836) bewies, daß ihm die Gabe lebhaften Nachempfindens fremder Poesie in hohem Grade eigen war. Dagegen ist er in seinen Komödien den ausländischen Mustern mit weniger Glück gefolgt, wie ihm denn auch die Kraft dramatischer Gestaltung versagt war, um dem Genius Calderons mit Erfolg nachzueifern. Weder in „Turturell“ (1819) noch in „Zwei Nächte in Valladolid“ (1823) und in „Der Königin Ehre“ (1828) vermag der überreiche Redeschmuck für die Dürftigkeit der Charaktere und Lückenhaftigkeit der Motivirung Ersatz zu bieten, und in der Bearbeitung von Lope de Vega's „Der Stern von Sevilla“ (1829) war der Dichter ebensowenig wie in der Fortsetzung von Goethe's Tasso: „Kerker und Krone“ (1833) seinen Vorbildern in gemessenem Abstand nahe gekommen. Dagegen pulst in „Herr und Slave“ äußerlich und innerlich dramatisches Leben aus fest gezeichneten Charakteren, wie denn die Scene, in welcher sich der Slave, von seinem besseren Selbst überwältigt, ersticht, während sein Herr hinter dem Gitterthore kniend um Schonung für die Seinen fleht, gewiß zu den wirksamsten tragischen Katastrophen gehört.

Zedlig war ein Lyriker von ureigener Empfindung. Der Adel des poetischen Ausdrucks war ein Erbe der Classiker, die Meisterschaft in der Beherrschung der Formen, welche er durch Einführung der italienischen Canzone in Deutschland bereicherte, verdankte er den Bestrebungen der Romantiker; aus der vorwärts drängenden Zeit seiner Jugend hat er den freien Gedanken ins Leben genommen und an ihm, wenn auch mit zunehmender Einschränkung, festgehalten. Er war 1837 in Staatsdienste getreten und gerieth als Publicist der Metternich'schen Schule in immer herberen Zwiespalt mit den Strömungen seiner Zeit. Poesiekundige Frauen haben ihm mit freundlicher Sorgsamkeit die letzten Tage verschönert. Er starb 1862. Dem größten Dichter Schlesiens wurde zur Feier seines hundertsten Geburtstages in seinem Heimatsorte ein einfach schönes Denkmal gesetzt.

Dichter und Philosoph zugleich, steht Eduard Freiherr von Badenfeld (Eduard Silefius), geboren 1800 in Troppau, in der Sammlung seiner Gedichte (1846) sowie namentlich in dem größeren Lehrgedichte „Ewiges im Zeitenwechsel“ durch die überall hervortretende pantheistische Weltanschauung unter dem Einflusse der orientalischen Lyrik. Bei meisterhafter Beherrschung der poetischen Sprache verdichtet sich ihm die Empfindung zum Gedanken und spitzt sich häufig zu wirkungsvoller Pointe zu. Er hatte seine schriftstellerische Laufbahn mit „Hanswurfs Verbannung“ (1836), einer dramatischen Bagatelle, begonnen, der dann ein großes, im Stile Rembrandts gehaltenes historisches Schauspiel in zwei Theilen: „Der Kampf um Tirol“ und 1847 eine Sammlung von Bühnenspielen



folgten. Fehlte ihm auch für die dramatische Erfassung großer historischer Vorwürfe die Kraft der Concentration, so läßt sich doch bei ihm eine gewisse Gewandtheit in der Bühnentechnik nicht verkennen. Zudem trifft er den Stimmungston von der einfachen, anspruchslosen Laune, wie sie uns in den Lustspielen „Täuschungen oder ein Gesellschaftsabend“ und „Schein beherrscht das Volk“ anmuthet, bis zum sarkastischen Witz, mit dem er Gottsched in seinem Aristophanischen Lustspiel „Hanswursts Verbannung“ geißelt, von dem anmuthigen Tone, wie er in dem einactigen Künstlerdrama „Rafaels Jugendliebe“ hervortritt, bis zum Grausen, welches uns in der Schicksalstragödie „Der Schatz oder Mammons Fluch“ durchschauert. Vor Allem aber fesselt uns der Dichter durch seine Novellen und Märchen, und auf seinem „Spaziergang durch die Alpen vom Traunstein zum Montblanc“ (1844) folgen wir ihm als einem vornehmen Führer, der uns mit reizenden Farben die schöne Einheit von Natur und Leben vor Augen zaubert.

Mit weiser Zurückhaltung hat sich Friedrich Uhl, geboren 1825 in Teschen, in den Grenzen seines Talentes gehalten. Aus dem Anschauungskreise seiner eigenen Heimat heraus schrieb er zunächst seine in Frankls „Sonntagsblättern“ veröffentlichte schlesische Dorfgeschichte. Mit sinnigem Verständniß folgte er in mehreren anderen Erzählungen, wie in dem „Märchen aus dem Weichselthale“, den Spuren der Natur, als auch ihn das Jahr 1848 zum Freiheitsjäger erweckte. Mehrere Flugblätter politisch-lyrischen Inhalts trugen damals seinen Namen über die Grenzen Oesterreichs. Als sich die Wogen legten, flüchtete er zum Idyll. Ob er uns in die Landschaften des Banates oder in das Stillsleben an der Theiß (1851) einführt, überall treten uns Natur und Menschen in künstlerischer Wahrheit entgegen. Dieselbe realistische Treue bewahrte er, als er sich mit schon gereiftem Einblick in das große vielgestaltige Leben dem Romane zuwandte. Mit psychologischer Feinheit hat er in der „Theaterprinzessin“ (1863) das allmälige geistige Erwachen eines Mädchens aus dem Volke gezeichnet, welches, für die Kunst entflammt, einzig und allein dem lauterem Pulse ihres Herzens folgt und hierdurch in die traurigsten Lagen sittlicher Bedrängniß geräth. Aus unmittelbarer Anschauung entwarf er das durch sittliche Contraste ausgezeichnete Zeitbild „Haus Fragstein“ (1878), in welchem edler Familiensinn den Kampf gegen schwindelhaftes Treiben aufnimmt. Selbst wenn uns der Dichter eine fremde Welt zu erschließen sucht, weiß er dort, wo die Phantasie der historischen Überlieferung zu Hilfe kommen muß, mit innerer Wahrheit nachzuschaffen. In der „Botschafterin“ (1880) hat er der französischen Diplomatin am polnischen Hofe Ladislaus' IV. einen Zug deutscher Gutmüthigkeit und Herzlichkeit zugesellt, welcher uns das Fremde, ohne seinen eigenartigen Charakter zu stören, innerlich näher rückt. Was den Romanen Uhls an spannenden Momenten abgeht, ersetzen sie durch plastische Anschaulichkeit und künstlerische Führung.

Auch an dichterischen Einzelleistungen fehlt es nicht. So veröffentlichte der Geschichtsschreiber Franz Tiller (1805 bis 1855) aus Troppau metrische Übersetzungen aus dem Spanischen und Italienischen, und der nach dem Namen seiner Vaterstadt Engelsberg bekannte Componist Eduard Ritter von Schön (geboren 1825) dichtete den Text zu mehreren seiner beliebtesten Chöre und befundete namentlich in dem leichten und freien Erfassen humorvoller und komischer Stimmungen ein entschiedenes Dichtertalent.

Die Reihe der schlesischen Frauen, welche sich literarisch bethätigt haben, eröffnet die in Roman und Drama geschilderte Schauspielerin Therese Krones (1801 bis 1830) aus Freudenthal. Sie hat durch die Naturwahrheit und Grazie ihres Spieles in den Zwanziger-Jahren am Leopoldstädter und Wiedener Theater ihre Triumphe gefeiert und im Stile Raimunds eine Reihe humorvoller Zauberpossen gedichtet, welche, wie „Rebelgeist“, „Cleopatra“, „Sylphide das Seefräulein“, wenigstens das Bedürfnis jener Tage vollauf befriedigten. Andere Frauen wandten sich lediglich dem Roman und der Novelle zu. Formgewandt erzählt Maria Therese May (Anna Wichodil) aus Bielitz in jenem Einklang von Geist und Gemüth, welchen sie in „Mimosa“ als das Ideal weiblicher Anlage gepriesen hat; Julie Glasner aus Troppau dichtet mit naivem Sinn und lyrischem Anhauch, und die Gräfin Anna Pongrácz aus Teschen, welche nebst Gedichten auch den Roman „Aus eigener Wahl“ und „Skizzen aus der Gesellschaft und dem Leben“ veröffentlichte, hat sich in dem Lebensbild „Die Häßliche“ als kunstverständige Schülerin der realistischen Schule erprobt.

Auffallend stimmt die Schranke, durch welche die deutsche Literatur in Schlesien bisher eingeengt zu sein scheint, mit der mehr lebhaften als concentrirten Anlage des Schlesiens zusammen: Lyrik und Epik liegen sicherer im Umfange seines dichterischen Talentes, als die streng geschlossene dramatische Form.

### Czechische Sprache und Literatur.

Ein Viertel der Gesamteinwohner (130.000 Seelen) zählend, ist die böhmische Bevölkerung Schlesiens in zwei fast gleich großen Gruppen ansässig: in der Bezirkshauptmannschaft Troppau und in dem westlichen Theile des Teschner Landes. Der letztere Umstand veranlaßte eine Menge Fragen, z. B.: Ist die böhmische Bevölkerung dort ebenso autochthon, wie sie es im Oppalande ist, das als ehemaliger Bestandtheil Mährens heute noch zur Diöcese Olmütz gehört?

Für die Periode, da im Oppalande das Lateinische und daneben seit etwa 1350 bis zum Jahre 1426 das Deutsche diplomatische Sprache blieb, wären, abgesehen von der berühmten lateinischen Papst- und Kaiserchronik des Troppauers Martin Strepus



Titelbild des Troppauer Landbuches aus dem Jahre 1523.

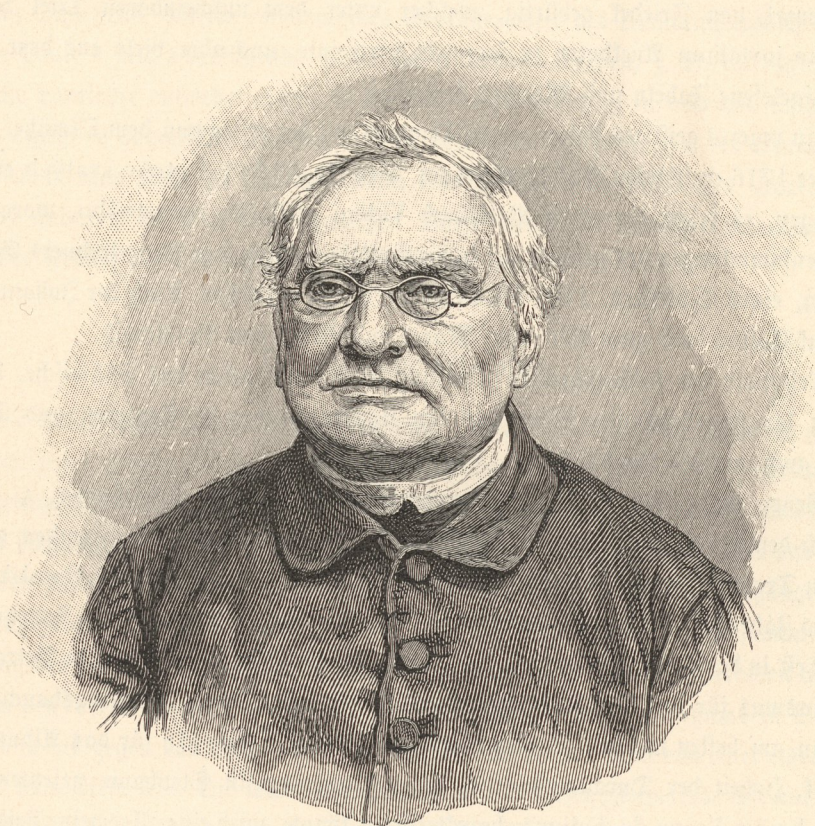
(gestorben 1278), nur das von Johannes de Oppavia 1368 für Albrecht III. geschriebene mit Miniaturen gezierte böhmische Evangelium und der Sekvencionär des Magisters Konrad von Beneschau (1370 bis 1390) zu erwähnen. Seit dem Jahre 1426 wird das Böhmische alleinige Verhandlungssprache der beiden Landrechte Troppau und Jägerndorf; nicht nur die Püthonen und die dazu gehörigen Málezý, auch die Landtagschlüsse, selbst die Landtafeln, letztere um 60 Jahre früher als in Böhmen, werden böhmisch geführt. Das Beispiel der Troppauer Stände wird in den übrigen schlesischen Fürstenthümern, soweit sie polnisch geblieben waren, nachgeahmt, wodurch sich das Geltungsgebiet des Böhmischen erweitert, seit etwa 1434 auf das Ratibor'sche, seit 1440 auf das Teschner und weiterhin.

In die Zeit dieses Umschwunges (1420 bis 1433) fällt die Wirksamkeit zweier Priester, des Nikolaus von Kofel in Jägerndorf und des Nikolaus in Lobenstein; ersterer sammelte kirchliche und weltliche Lieder in böhmischer und lateinischer Sprache, letzterer schrieb das neue Testament ab; beide legten daneben böhmische Glossare an.

Die noch erhaltenen Landbücher: Püthonen (Troppauer von 1410 an), die Landtafeln (Jägerndorfer von 1404, Troppauer von 1431 an), Roky (Ehrenlagen), Sněmy (Landtagschlüsse) sind werthvolle Documente auch für die Reinheit der Schriftsprache im Troppau'schen; die entsprechenden Bücher des Teschner Landrechtes verrathen hier und da in den Ortsnamen und einzelnen Worten polnische Anklänge. Echte Ehrenbücher des Adels in Sammt und Seide gebunden und mit prächtigen Titelblättern geschmückt, befruchten sie mit ihrem Inhalt die Rechtsliteratur. Abgesehen von den 1562 und 1573 in Olmütz für Troppau und Teschen gedruckten Landesordnungen sind sie der Quell für Sammlungen wichtiger Entscheidungen: První památní kniha (1466 bis 1590), Černá kniha (1540 bis 1573) und Červená kniha (1557 bis 1594); sie veranlassen einen Georg Sedlnický von Choltitz auf P. Ostrau ein juridisches Bademecum (1596) zu schreiben. Mit Fug und Recht darf man auf Grund der vorhandenen Acten unter die Schriftsteller die berühmten Rechtskenner, einen Georg Tvorfovský von Kravař, der den Verfassungstreit mit den Brandenburgern auf Jägerndorf inspirirte, und den auf Wendrin 1694 verstorbenen Adam Borek, Freiherrn von Roztropitz, einreihen.

Die religiösen Wandlungen des XVI. Jahrhunderts zeitigten ebenfalls eine beachtenswerthe Literatur. Ohne die zeitgemäßen auch hier nachweisbaren Schmählieder, z. B. des Herrlicher Pastors, und zwei Kanzelreden des Troppauer Predigers Mathias (1554) zu erwähnen, verweisen wir auf den mächtigen Eindruck der bekannten Postille des Troppauer Predigers Philadelph Jámrský, für deren Drucklegung Herr Hynek Bruntalský von Urbna eine fahrende Druckerei, die erste in Oesterreichisch-Schlesien, 1592, besorgte. Dem bald darauf verstorbenen Jámrský widmet der Magister und Troppauer Rector Heinrich Polan von Polansdorf Trauerlieder. Der Sohn dieses Heinrich, Amand

Polan, ist Professor in Basel und als Erzieher vornehmer Mährer und Verfasser der *Gemma partitionum theologicarum* (auch böhmisch verlegt) bekannt. Ein Schwager desselben Polan: Georg Tránovský, ein Teschner, der Verfasser der seit 1636 bis 1874 67mal verlegten *Cithara sanctorum*, lebt bis zur Gegenwart bei den Evangelischen Mährens, Schlesiens und Ungarns im besten Andenken. Zwei Anhänger der Brüderunität, Jakob Acanthes aus Groß-Polom und Danhel von Skotschau, versuchten sich in Berfen,



Paul Kitzkovský.

letzterer beschrieb 1613 den Brand in Leipnik. Peter Weyfert von Jägerndorf ist Verfasser eines böhmischen „Thierarztes“ 1617.

Die katholische Gegenreformation begann in dem zur Olmüzer Diöcese gehörigen Troppauer Gebiete früher als in dem Teschner und zeitigte Missionschriften: *Liber controversiarum, úzda duchovní*, von den Jesuiten Paul Scultetus und Martinides. Diesen Schriften kann man füglich den *Život sv. panny Barbory*, von dem Troppauer Franciscaner Nedbal verfaßt, beizählen. — Die Thätigkeit der katholischen Missionäre im Teschner Lande ist weniger bekannt, dagegen liegt eine evangelische Postille vor, die der

Gutsherr auf Kunzendorf und Račib, Friedrich Georg Blüel, Freiherr von Gutenland und Hultschin, 1654 nach Vertreibung der Prediger für seine Untertanen in gediegener Übersetzung lieferte.

Infolge des dreißigjährigen Krieges verschwand die böhmische Bevölkerung im Jägerndorf'schen, daher die dortigen Landstände 1666 das Böhmisches als Verhandlungssprache aufgaben. Um diese Zeit lebte bei Troppau der Belehrader Propst Christian Hirschmenzel, von Friedek gebürtig, welcher unter dem unscheinbaren Titel Septem centuriae jovialium Anekdoten zu sammeln vermeinte, uns aber viele aus dem Volksleben aufgelesene Fabeln und Märchen hinterließ.

Ein regeres geistiges Leben zog in Troppau mit der ersten von dem Olmüzer Factor Schindler 1716 errichteten Buchdruckerei ein. Das Zugstück Pláč oteuř svatých eröffnete den Reigen, es folgte ein echtes Volksbuch Viděni sedláčka sprostného, worauf drei Predigtenensammlungen des großen, tief in die Volksseele blickenden Kanzelredners Gottfried Bílovský, eines Schlesiens, 1721 bis 1724 die Presse verließen. Auch der Johannes von Nepomuk-Cultus fand zwei Vertreter, Maget und Brhel von Baislawig.

Erst nach der folgenschweren Theilung Schlesiens weicht das Böhmisches, das sich hier am längsten behauptet hatte, aus den Landtagsstuben in Troppau und Teschen, folglich auch aus den Landbüchern.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts werden einige Schulbücher, z. B. eine böhmisch-deutsche Sprachlehre von Josef Novák, dem damals frisch pulsirenden geistigen Leben in Troppau ebenso ihr Entstehen zu verdanken haben, wie die Verse („Pamlsky“) des Pfarrers Zábanský der neu erwachten böhmischen Literatur zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Erst in den Fünfziger-Jahren kommt eine denkwürdige Erscheinung in Betracht, der Enthusiasmus für das Volkslied, der alle Classen erfasst. Einem Frühlingshauche gleich, den man am besten mit den Worten eines von Paul Krížkovský für das Album Ihrer k. und k. Hoheit der Durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin Stephanie gesetzten Liedes „Přišla k nám Vesna do dědiny“ charakterisiren könnte, wird eine allgemeine Leidenschaft für das Volkslied entfesselt. Sušil und Lelek sammeln mit Begeisterung Volkslieder und entreißen der Vergessenheit viele schlesische Perlen, wie des ersteren bekannte Sammlung bezeugt. Krížkovský, der Augustinermönch, von Kreuzendorf in Schlesien gebürtig, vertieft sich in die Volksmusik, schafft eine „Utonulá“, um Smetana die Wege zur böhmischen Oper zu weisen. Das Volkslied läuterte bei dem Mangel einer in Schlesien geschaffenen künstlichen Poesie den Geschmack, begeisterte Kazimír Tomášek zu poetischen Versuchen und weckte das Interesse für das Volksmärchen. Lied und Märchen schmuggeln sich in die Spalten des 1860 von Professor Bašek gegründeten Opavský Besedník und in seinen Nachfolger, den Týdeník, ein. Eine Anthologie dieser Volksliteratur bietet das I. Buch der

Vlastivěda Slezská, deren weitere Bände die Geschichte und Topographie Schlesiens behandeln. Demselben Zweck dient auch der Věstník Matice Opavské, der ein wissenschaftliches Leben anzuregen strebt. Die Erzählung und den Roman pflegt Slámas Kronika Slezská.

Der böhmische Dialect im Troppau'schen, beeinflusst durch Zuzüge von Ansiedlern aus den polnischen Fürstenthümern sowohl nach dem dreißigjährigen Kriege als nach der Theilung Schlesiens, hat ein altböhmisches Gepräge, weil des Umlautes entbehrend und über die Laute *s* und *z* verfügend. Polnische Ausdrücke werden, z. B. *mitřega*, in die böhmische Lautlehre entweder richtig in *mitružil* oder unrichtig in *mitražil* umgegossen. Ähnlich ergeht es böhmischen Worten in dem polnischen Antheile. An der Sprachgrenze selbst braucht man nicht zu staunen, wenn eine Kellnerin im polnischen Dorfe *kusek ciełęciny* anbietet, da man im böhmischen Dorfe wiederum *kawałek tělacého* hören kann. Der Kenner der Lautlehre läßt sich nicht beirren.

### Die polnische Literatur.

Die Polen Schlesiens zählen gegenwärtig 178.099 Seelen, sind somit ein geringer Bruchtheil jenes großen Ganzen, dessen österreichischer Antheil seine Sitze in Galizien und seinen geistigen Mittelpunkt in Krakau findet. Selbstverständlich nahmen sie an allen den geistigen Regungen, die durch Jahrhunderte von dem so nahe gelegenen Krakau ausgingen, den regsten Antheil, wenn uns auch directe Nachrichten über literarische Vorgänge, deren Schauplatz gerade Schlesien gewesen, fehlen. Nur mit Rücksicht auf den Gesammtentwicklungsgang der polnischen Literatur könnten wir auch für Schlesien drei Perioden ansehen.

In der ersten Periode, welche mit der Einführung des Christenthums in Schlesien beginnt und bis gegen das Ende des XV. Jahrhunderts dauert, kann von einer eigentlichen Literatur keine Rede sein. Die lateinische Sprache war in dieser Zeitperiode fast ausschließlich im Gebrauch, die Landessprache barg ihr stilles Dasein in der niederen Hütte des Landmannes und blieb in ihrer Abgeschlossenheit rauh und ungefügg. Die Bildung des Volkes stand auf einer sehr niedrigen Stufe. Während in anderen Ländern die Pfarr- und Klosterschulen eine segensreiche Thätigkeit entfalteten, sind im Herzogthum Teschen bis gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts trotz der entgegengesetzten Behauptungen neuerer Schriftsteller keine Spuren von der Existenz solcher Schulen zu finden. Die Geistlichen beschränkten ihre Thätigkeit auf das religiös-kirchliche Gebiet und richteten ihr Hauptaugenmerk auf die Mildnerung der rohen Sitten des Volkes, das die Fesseln des Heidenthums noch nicht völlig abgestreift hatte. Gleichwohl übte die Kirche einen Einfluß auf die Sprache des Volkes durch Abhaltung von Predigten und durch Einführung mancher

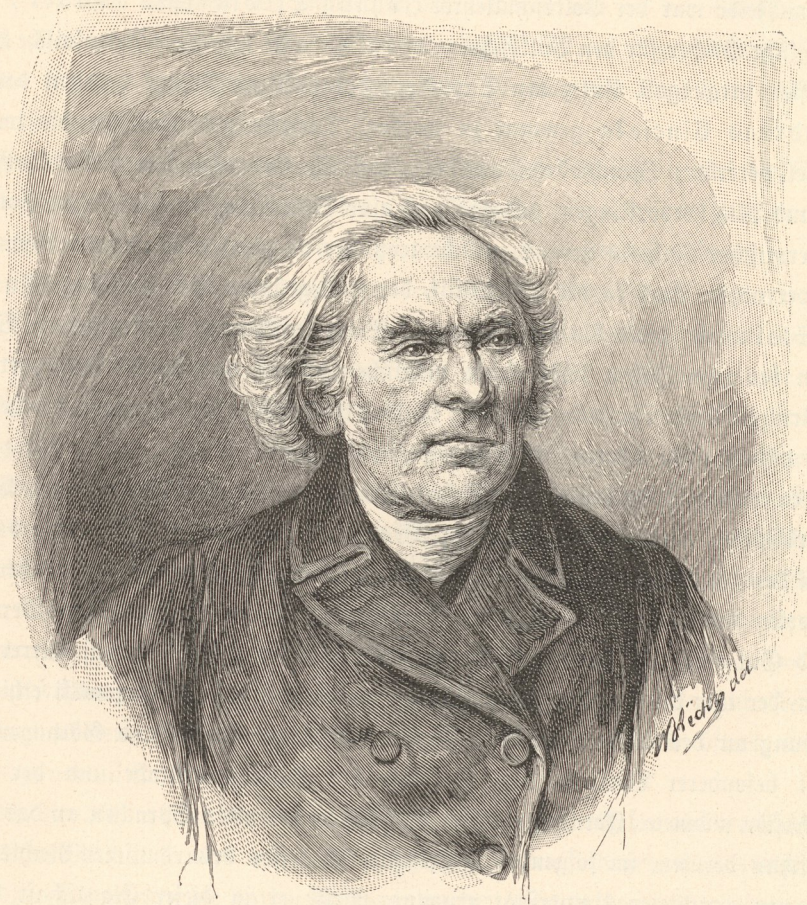
lateinischer Ausdrücke aus dem Kirchlichen ins Volksleben. Leider haben sich aus jener Zeit keine Spuren der polnischen Sprache, sei es in Prosa (Predigten, Psalmen), sei es in Versen (Kirchenlieder) erhalten, die man diesem Lande zuweisen könnte. Doch sei hier wenigstens auf ein Manuscript aus dem Jahre 1526 hingewiesen, das sich in der Scherschnik'schen Bibliothek in Teschen befindet. In diesem befinden sich neben einer reichen Sammlung lateinischer Texte (Psalmen mit Noten) auch vier polnische Kirchenlieder.

Die Ursache, warum die polnische Literatur in jener Zeitperiode zu keiner Entwicklung gelangen konnte, lag in den politischen Verhältnissen. Das Land litt unter den beständigen Kriegen der sich befehrenden schlesischen Fürsten, die dünne Bevölkerung wurde gelichtet, die Ortschaften eingeäschert, die Felder verwüstet. Schon im XIII. Jahrhundert sahen sich die schlesischen Herzoge veranlaßt, deutsche Ansiedler ins Land zu rufen. Das polnische Recht wich dem deutschen Städterecht und deutsche Sitte und Sprache, welcher die den polnischen Piasten entfremdeten schlesischen Herzoge immer mehr sich zuneigten, gewann in den Städten das Übergewicht. Seitdem aber das Herzogthum Schlesien ein Lehen der böhmischen Krone wurde, fand auch die schon damals entwickelte böhmische Sprache im Volke Verbreitung und erlangte in der Folge die Herrschaft in Kirche, Amt und Schule. Auf diese Weise wurde die zweite, die böhmisch-polnische Literaturperiode begründet.

Im XVI. Jahrhundert erlangte die polnische Sprache durch die Bemühungen hochbegabter Schriftsteller und unter dem belebenden Einflusse der Reformation einen solchen Formenreichthum, eine solche äußere Glätte und feste grammatische Gestaltung, daß die Werke aus jener Zeit noch heute als Muster des Stils gelten. Die Schriften eines Mikolaus Rej, zumal seine Kirchenpostille, eines Johann Kochanowski, besonders dessen Psalmenübersetzung, dann die Postillen eines Gregor aus Żarnowiec und Samuel Dambrowski fanden im Teschnischen große Verbreitung und bilden noch heute die Lieblingslectüre des Volkes, zu der die Bibel in der Landessprache, endlich Gesang- und Andachtsbücher hinzutreten. Redner und Schriftsteller bedienten sich mit Vorliebe des biblischen Ausdrucks, welcher lange Zeit als Muster der Nachahmung diente. Aber auch die geistliche Poesie trieb frische Blüten; die eben erwähnten Psalmen J. Kochanowski's wurden wegen ihrer formvollendeten Sprache beifällig aufgenommen. Unter den Kirchenliederbüchern erfreute sich aber bei der protestantischen Bevölkerung keines einer so dauernden Verbreitung als das böhmische Gesangbuch des Georg Trzanowsky. Dieser, geboren zu Teschen im Jahre 1591, verfaßte nebst anderen Schriften ein Kirchenliederbuch, welches noch heute im Gebrauche ist. Die unermüdlche Wirksamkeit Trzanowsky's als Lehrer, Prediger und Schriftsteller hat ihm den Beinamen des „polnischen Luther“ verschafft.



Die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, welche die Culturarbeit ganzer Jahrhunderte zu vernichten drohten, unterbrachen die literarische Thätigkeit. In der Folge war für dieselbe Breslau maßgebend; sie beschränkt sich auf religiöse und erbauliche Literatur für das niedere Volk, die höheren Schichten pflegten die deutsche Sprache; für ihr Bedürfniß wurden dann polnische Sprachführer, Wörterbücher und Grammatiken aufgelegt.



Wacław Alexander Maciejowski.

Mit dem Erwachen und Erstarben des Volksbewußtseins beginnt die dritte oder die nationale Literaturperiode. Die Ausübung der politischen Rechte und Freiheiten, welche unser erhabener Monarch Franz Joseph I. den Völkern Oesterreichs verliehen, steigerte das Bildungsbedürfniß, welches sich gegenwärtig auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens durch Errichtung neuer Schulen kundgibt und in der Gründung zahlreicher Volksbibliotheken, Lese- und Volksbildungsvereine und anderer Sammelstätten des geistigen Lebens seinen Ausdruck findet. Behufs größerer Pflege der Sprache wurden

die in Vergessenheit gerathenen Schätze des Volkes, seine Sagen und Märchen, seine Lieder und Sprichwörter gesammelt, die Werke der Vorfahren wieder hervorgeholt und veröffentlicht. Die Zahl der Arbeiter wächst von Jahr zu Jahr; auf allen Gebieten läßt sich ein reger Wettstreit und erfreulicher Fortschritt constatiren. Namentlich die Schulliteratur erfuhr in den letzten vier Decennien eine große Bereicherung. Der fruchtbarste Schriftsteller auf diesem Felde war der Volksschullehrer Johann Śliwka (1822 bis 1874), welcher viele treffliche Bücher für den Volksschulunterricht verfaßte und die erste polnische Lesefibel in Schlesien herausgab. Unter den Sammlern der geistigen Schätze verdient der Notar Dr. Andreas Cinciala genannt zu werden. Derselbe veröffentlichte die im Volke traditionell vererbten Sprichwörter, aus denen treffliche Gedanken, kernige Weisheit, derber Humor und Witz hervorklingen, und gab auch eine Sammlung der schlesischen Volkslieder zumeist erotischen Inhalts heraus, welche trotz der ungelenten Verse und Reime tiefes Gefühl verrathen. Auch in der Publizistik, deren Begründer Dr. Ludwig Klucki und Paul Stalmach (1824 bis 1891) waren, ist ein Aufschwung wahrnehmbar. Während Schlesien bis zum Jahre 1848 keine polnische Zeitung aufzuweisen hatte, erscheinen gegenwärtig in Teschen mehrere politische, landwirthschaftliche und kirchliche Wochenblätter und eine pädagogische Monatschrift in polnischer Sprache.

Den ersten Platz unter den Schriftstellern, welche in Schlesien das Licht der Welt erblickten, nimmt aber unstreitig Wacław Alexander Maciejowski ein. Geboren den 10. September 1792 in dem Dorfe Tierliżko (Cierlicko) bei Teschen, verlor er im zarten Kindesalter seine Eltern, die einst begütert, durch unglückliche Verhältnisse Hab und Gut eingebüßt hatten. Des verwaisten Knaben nahm sich sein älterer Bruder Josef an, der ihm die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ. Maciejowski erhielt seine Ausbildung an den Universitäten zu Krakau, Breslau, Berlin und Göttingen, wo er sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der Alterthumskunde und der Rechtswissenschaften widmete. Im Jahre 1818 zum Lehrer der alten Sprachen an das Lyceum zu Warschau berufen, im folgenden Jahre zum Professor des römischen Rechts an der daselbst neu errichteten Universität ernannt, wirkte er in dieser Eigenschaft bis zum Jahre 1830, fungirte dann als Tribunalrichter beim Civilgericht und beschloß seine Lehrthätigkeit als Professor der alten Literatur an der geistlichen römisch-katholischen Akademie zu Warschau. In den Ruhestand versetzt, widmete er sich ganz der literarischen Thätigkeit, der er durch den Tod am 10. Februar 1883 entzogen wurde. Maciejowski gehört zu den bedeutendsten Forschern auf dem Gebiete der slavischen Rechtsalterthümer.

Was den Dialect der schlesischen Polen betrifft, denen schon Adam Gdaciuz (gestorben 1688) wegen ihrer incorrecten Schreibweise den Beinamen „Wasserpolen“ beilegt, so ist derselbe eine Frucht der historischen Entwicklung. Trotz des gemeinsamen

Bandes lassen sich innerhalb des eng begrenzten Territoriums drei Abstufungen des Dialectes bei den Gebirgsbewohnern, auf dem Flachlande und an der Sprachgrenze constataren. Der urwüchsigste Gebirgsbewohner, den die abgeschlossene Lage vor fremden Einflüssen mehr geschützt hat, verfügt noch heute über eine Menge altpolnischer, in der Schriftsprache nicht mehr gebräuchlicher Ausdrücke und hat die Sprache in größerer Reinheit bewahrt, während der Dialect in den Städten und an der Sprachgrenze mit fremden Elementen vermengt ist. Da es unmöglich ist, ein abgeschlossenes Bild des Dialectes auf eng begrenztem Raume zu geben, so mag eine kurze Hervorhebung der charakteristischen Merkmale genügen.

Zu den Abweichungen vom Vocalismus der Schriftsprache gehört die Erhaltung der geneigten, o-artigen Aussprache des a in Wörtern, wie pon statt pan, zomek statt zamek, ferner dessen Alterirung in e oder i, wie dowej = dawaj, liskowy = laskowy und der Ausfall im Auslaute, wie ziem = ziemia. Der Vocal i kann in e übergehen oder auch eliminirt werden, z. B. jegła statt igła, kończyzna statt koniczyzna. Ebenso wird der Vocal e in i verwandelt oder abgeworfen, z. B. mojigo = mojego, wanielik = ewangelik. Der Vocal o geht oft in ó über oder assimilirte sich dem Vocale der folgenden Silbe, wie dólmi = dolni, pumóz = pomóz. Die Aussprache der Nasallaute e, ą ist incorrect, dieselben werden am Wortende entweder ignorirt oder durch Reinlaute ersetzt, z. B. dziecie oder dziecio = dziecię oder in ó verändert, wie dźwignóc = dźwignąc. Umgekehrt statt des Reinlautes bleibt der ältere Nasallaut erhalten, wie balamał statt balamut, poręczyć statt poruczyć. Ein besonderes Kennzeichen des Dialectes ist aber die häufige Aspiration der Vocale, wie z. B. Jadam = Adam, Jewa = Ewa, harest = areszt, hulan = ulan. Die im Schriftpolnischen unter besonderen Umständen gebotene Veränderung des ie und io, e und o unterbleibt öfters, wie niese statt niose, uczeni statt uczeni.

Schärfer als im Vocalismus treten die Abweichungen im Gebrauche der Consonanten hervor. Der Mittlaut g wird mit h vertauscht, wie hruza statt gruza, aber altes gańba statt hańba. Oft werden die harten Consonanten den weichen vorgezogen oder es findet auch der umgekehrte Fall statt, wie sturkać = szturchać, prózny = próżny, ratuza = ratusza, lzy = lzy, szkrobać = skrobać. Unbequeme Consonantenverbindungen werden gemieden und durch andere ersetzt, wie zdródło = źródło, sztyry = cztery, ściebło = źdźbło, żerę = żrę, dwirze = drzwi, strzybło = srebro. Beispiele der Assimilation, Dissimilation und Verschmelzung der Consonanten sind nicht selten, wie weznę = wezmę, ruła = rura. Auf älterer Sprachstufe verharren Worte wie rzazać = rzezać, dyaboł = dyabeł, podskakować = podskakiwać, obiesić = obwiesić. Auch die Metathesis ist nicht ungewöhnlich in Wörtern wie jedbaw statt jedwab, durkować statt drukować.

Oft findet auch die Contraction Anwendung, wie trza aus trzeba, znomy = znajomy, zdo = zdaje, loć = łajac, nale = no ale.

Von einer Darstellung der Formenlehre, die eine ausführliche Besprechung der Declination und Conjugation zur Voraussetzung hat, müssen wir Umgang nehmen und verweisen den Leser auf die Abhandlung des Dr. J. Bystron über die polnische Sprache im Flußgebiete der Stonawka und Lucina (Kraukau, 1885). Bemerken wollen wir noch zum Schlusse, daß das Geschlecht der Substantiva variirt; die Abweichungen des Dialectes von der Schriftsprache sind zwar nicht sehr zahlreich, fallen aber auf, weil sie gangbare Ausdrücke treffen.

